Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Jahrgang 1920

Band 10




Zahnwohl
feinste
Pfeffermünz
Zahncreme
macht
alle Zähne weiß
Zahnsteinlösend, zahnbleichend und antiseptisch wirkend
Zahnwohl-Fabrik C. Schmittner, Berlin-Wilmersdorf


Zur Desinfektion und Schutz gegen Ansteckung vor Hals- und Kehlkopf-Erkrankungen.
Schmittner's
Thymoform-
Tabletten
gesetzlich geschützt unter Nr. 200063
Schraubdeck.-dgl. à 50 Tabl.
Gebrauchs-Anweisung:
Man nehme stündlich 1-2 mal 1 Tablette und lasse sie lang-sam im Munde zergehen.
C. SCHMITTNER
Chemische Fabrik
Wirksames Schutzmittel gegen Infectionskrankheiten
THYMOFORM
TABLETTEN
gesetzlich gesch. Nº 200063
zur Desinfektion der Mundhöhle
Gebrauchs Anweisung:
Man lasse 1-2 mal stündlich eine Tablette langsam im Munde zergehen



Starke Büste

wird erlangt durch das **echte Bocatol-**Busenwasser, welches die Formen zur höchsten Entfaltung bringt und einen gleichmäßigen Halsansatz bewirkt. Durch natürliche äußerliche Kräftigung wird die erschlaffte Brust gefestigt und die unentwickelte kleine Büste vergrößert. Zahlreiche Anerkennungen. Wirkung unübertroffen. Flasche 5 Mark. **Kosmet. Laborat. H. Bocatius, Berlin N. 31,** Schönhauser Allee 132.

Unreine Haut,

Mitesser, Pickel, Hautunreinheiten, grauen Teint, ferner **Runzeln, Falten, Krähenfüße** beseitigt schnell und sicher der **Saugapparat „Jugendschön"** pat. gesch. Beruht auf dem wissenschaftlich erprobten Prinzip des Saugverfahrens des Univ.-Prof. Dr. Bier und besitzt die großartige Eigenschaft, Mitesser, Pickel etc. durch atmosphärischen Druck herauszusaugen. Falten und Runzeln verschwinden in kürzester Zeit. Preis pro Apparat mit Ia. Gummisauggebläse M. 18.— zuzüglich 60 Pf. Nachnahme.

Athos-Laboratorium G. m. b. H.,
Abt. A.
Berlin S. 59, Hasenheide 86.



Wie sehen Ihre Zähne aus?

„Eta-Masse" löst alle gelben Ansätze u. Zahnstein augenblicklich auf u. macht vernachlässigte Zähne sofort schneeweiß. Gereinigte weiße Zähne sind es, welche dem lachenden Munde jenen starken anziehenden Reiz geben. „Eta-Masse" greift Zahnfleisch nicht an! Von besten Chemikern empfohlen. Preis mit allem Zubehör M. 6.75 und Porto. (Dentisten Sonderofferte.) **Laboratorium „Eta", Berlin W 139,** Potsdamer Straße 32.



Dialith Hautrein

ges. geschützt
— wirkt über Nacht. —
Entfernt sofort alle **Hautpickel, Blüten, Mitesser, Sommersprossen** und erzeugt **blendend weiße** Stirn und Nase.
Wirkung durch Atteste bestätigt.

Unentbehrlich für die elegante junge Welt.

Flasche 4 Mark, mit Lilien-Waschmittel 5 Mark.

Rud. Hoffers,
Kosmet. Laboratorium,
Berlin 75, Kaiser-Wilhelm-Str. 12.

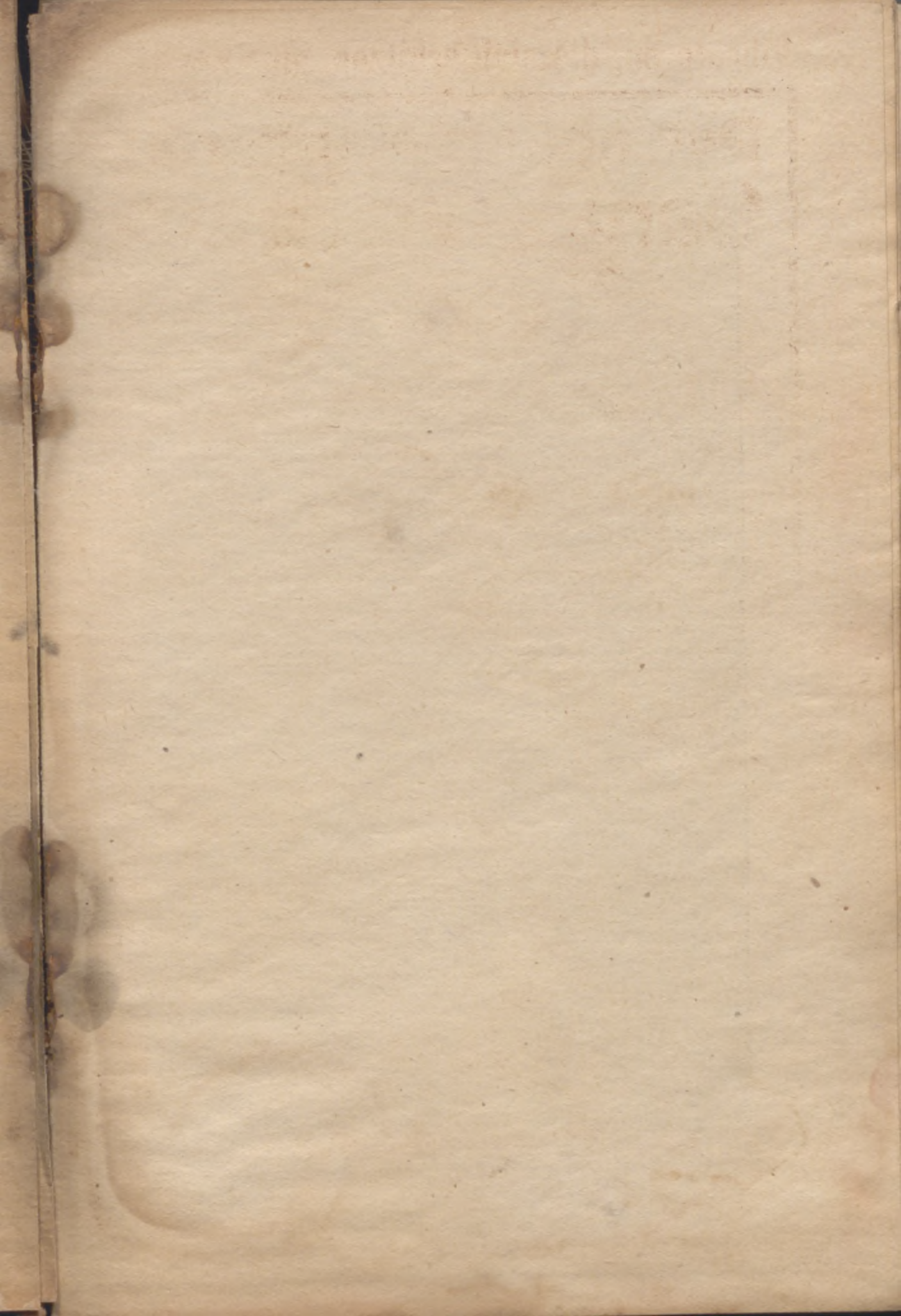
Ehefragen

Aerztl. Belehr. f. Verlobte u. Verheir. v. Dr. med. K. Hutten über Recht u. Pflicht zur Ehe. Gattenwahl, Liebe od. Vernunft. Hochzeit. Flitterwochen. Hygiene d. Ehe. Kinderlosigkeit. Gefühlskälte der Frau usw. — **Anh.: Knabe od. Mädchen? M. 2.70. Nachnahme M. 3.—. Hausarzt-Verlag, Berlin-Steglitz 12** u. d. a. Buchhandlg.



Morgens und abends 5 Minuten ein **„Eta-Nasenbad"** läßt die Nasenröte vollständig verschwinden. Gleichviel, ob durch Kälte, Temperaturwechsel, erweiterte Poren, übermäßigen Blutandrang oder Verdauungsstörungen. **„Eta-Nasenbad"** wirkt auf die Blutzellen zusammenziehend, wodurch der zu starke Blutzufluß, welcher allein die Nase rot erscheinen läßt, eingeschränkt wird. (Absol. unschädlich.) Preis mit allem Zubehör M. 7.50

Laboratorium „Eta", Berlin W 139,
Potsdamer Straße 32.





Zu der chilenischen Minengeschichte „Der Silberfund“
von Louis Rosenthal. (S. 10)
Originalzeichnung von A. Roloff.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang

* 1920 *

Zehnter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Der Silberfund
Eine chilenische Minengeschichte von Louis Rosenthal. Mit Bildern von A. Roloff . . . 7

Der Schatz von Paradelha
Roman von Woldemar Urban (Fortsetzung und Schluß) 23

Gebrochene Fackel
Roman von Erika Riedberg 77

Das Gold bei den Naturvölkern
Von Cornils Anders. Mit 4 Bildern . . . 97

Vorläufer der Guillotine
Von Frank Wilhelm Beer. Mit 10 Bildern . 114

Ewige Rätsel
Von Otto Durink 131

Ausbau von Wasserstraßen zwischen Rhein und Donau
Von Hermann Iller. Mit 6 Bildern . . . 151

Zwei Bräute und ein Bräutigam
Erzählung von Leo Pospischil 170

Von Kastanienbäumen und ihrer wirtschaftlichen Nutzung
Von Emil Gienapp 182

Seite

Mannigfaltiges

Akrobaten des Wassers. Mit 3 Bildern . . 189
Der geprellte Erbschleicher 192
Ein wahres Wort 197
Deutschlands Büchererzeugung 198
„Wenn einer eine Reise macht . . .“ 199
Eßbare Samen von Riesentannen 202
Ein Menschenkenner 204
Einer, der's genau nimmt 206
Bis zuletzt Geschäftsmann 207
Ein grausamer Vater 207



Der Silberfund

Eine chilenische Minengeschichte von Louis Rosenthal

Mit Bildern von A. Roloff

Da, wo der Rio Chuapa, von den Kordilleren herabkommend, seine grünlich-hellen Fluten schäumend und tosend durch das enge Felstal dem Stillen Meere zuführt, liegt, ungefähr acht Meilen von seiner Mündung, hart am linken Ufer, eine alte, verlassene Silbermine. Mächtige Schutthalden, ausgedehnte Mauerreste und viele Schachtmündungen und Stollen lassen auf ein ehemaliges bedeutendes Werk schließen. Nur wenige ärmliche Hütten liegen zerstreut in der Nachbarschaft, obgleich zahlreiche Trümmer früherer Gebäude zeigen, daß hier einst reges Leben geherrscht und der jetzt verödete Platz Hunderte von Bewohnern gezählt hatte.

Es war nicht immer so gewesen auf dem „Farallon", wie das Bergwerk wegen der zerklüfteten Form der zutage stehenden Gangmasse genannt wurde, und noch vor zwanzig Jahren nannte man es unter den bedeutendsten der Provinz Coquimbo, ja ganz Chiles. Die Ausbeute zu jener Zeit war aber auch erstaunlich reich gewesen; gediegene Silbermassen wurden in Höhlungen und Drusen des quarzigen Ganggesteins gefunden, und auch die Erze traten in so mächtigen Adern und Schnüren auf, daß die minder reichhaltigen gar nicht verhüttet und vorerst unbenutzt zur Seite geworfen wurden.

So reich war der glückliche Besitzer der Mine, Don Felipe Picardo, geworden, daß er — wie die Leute behaupteten — recht gut alle Fenster und Balkongitter des in der Nähe liegenden Städtchens Illapel aus massivem Silber hätte anfertigen lassen können, wahrlich keine Kleinigkeit, da man fast an jedem Haus in Chile vergitterte Fenster und einen, manchmal auch mehrere Balkone findet.

Eines schönen Tages aber verloren sich die reichen Erze,

ärmere wurden gefunden, und als zuletzt auch diese aufhörten, ja sogar der Gang sich mehrfach „verworfen“ zeigte, beschloß Don Felipe, die Mine aufzugeben. Er war reich genug und wollte sein Geld nicht in kostspielige und zweifelhafte Aufschlußarbeiten stecken. Eine Zeitlang ließ er noch arbeiten — zu seiner Beruhigung, wie er sagte —, dann aber, als das Ergebnis gleich aussichtslos blieb, verwertete er die noch vorrätigen minder reichen Erze. Dann entließ er die Arbeiter, gab jedem noch ein anständiges Geldgeschenk und zog mit seiner Familie nach Santiago, der Hauptstadt d s Landes, die gesammelten Schätze in Ruhe zu genießen.

Still und öde wurde es nun auf dem Farallon, nach allen Windrichtungen waren die Leute fortgewandert, Arbeit auf benachbarten Hacienden oder Berg- und Schmelzwerken zu suchen. Nur drei der früheren Bewohner, zwei Chilenen und ein Argentinier, waren auf Wunsch Don Felipes zurückgeblieben, um in der Mine weiter zu arbeiten. Das chilenische Berggesetz erteilt nämlich demjenigen, der nachweisen kann, daß eine Grube sechs Wochen lang still gelegen, auf Antrag das Eigentumsrecht darüber, und dieser Gefahr wollte Don Felipe sich nicht aussetzen. Außerdem war es schon häufig vorgekommen, daß anscheinend erschöpfte oder taub gewordene Gänge wieder reiche Ausbeute gaben, und wer konnte wissen, ob sich dies nicht auch hier zufällig fügen würde? Die drei Leute erhielten ja keine großen Löhne, und wenn sie auch nichts fanden, blieb die Mine doch sein Eigentum.

Alle vierzehn Tage machte Don Felipe in Gesellschaft einiger Freunde einen Ritt nach dem Farallon; er besah die gemachten Arbeiten, bezahlte die Leute und feuerte sie durch Versprechungen reichen Lohnes bei Aufschluß edler Erze zu emsiger Tätigkeit an.

Antonio, Miguel und Bautista, wie die drei hießen,

besaßen das volle Vertrauen Don Felipes. Daß sie abgefeimte Spitzbuben waren, die sich nicht allzusehr anstrengten, war zu begreifen; weshalb sollten sie sich bei so schlechten Aussichten Schwielen an die Hände arbeiten? Die Mine blieb in Betrieb, das war die Hauptsache, und wenn sie zufällig etwas fanden, desto besser, ob das dann ein paar Tage früher oder später geschah, blieb sich gleich, es ging ihnen einstweilen gut genug.

Die Arbeit schritt langsam vorwärts, woran indes nicht allein die Trägheit der Leute schuld war, denn seit einiger Zeit war das Gestein so fest geworden, daß sie oft tagelang an einem Bohrloch schlagen mußten. Der anfangs derbe, körnige Quarz ging in glatten Bergkristall über, dessen halbdurchsichtige, von feinen Erzschnürchen netzartig durchzogene Massen die besten Stahlbohrer rasch abnützte und den faulen Chilenen manch kräftigen Fluch entlockten. Bautista, der Argentinier, ein erfahrener Bergmann, nahm dies als Zeichen der Veredelung des Ganges, und es sollte sich bald zeigen, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Die drei Männer waren wie gewöhnlich kurz nach Sonnenaufgang „angefahren“ und begannen damit, einen tiefen „dreimännisch“ gebohrten Schuß „wegzutun“. Nach einem dumpfen Schlag erfolgte ein zweites Krachen, so furchtbar und betäubend, als stürze der ganze unterirdische Bau zusammen. Noch nach Minuten hörten sie eine Menge nachrollenden Gesteins in dem Gange vor ihnen poltern und stürzen, dann aber, als es still wurde, drangen sie neugierig mit vorgehaltenen Lichtern in den mit Pulverdampf erfüllten Raum.

Die Steinmauer, vor der sie gearbeitet, war verschwunden, und eine düstere, kluftartige Höhle lag nun offen. Von der „First“ oben hatte sich eine gewaltige Steinmasse losgelöst; Trümmerwerk erfüllte teils den Gang, teils die

durch den Schuß erschlossene Grotte. Die Mineros schrien laut auf. Am Eingang der Höhle hing ein gediegener Silberzapfen, und er war nicht der einzige. „Die ganze Kluft ist mit Silber bedeckt," kreischte Antonio*).

Sie waren auf eine riesige Kristalldruse mit gediegenem Silber gestoßen, eine Druse, so reich und voll märchenhafter Pracht, daß selbst die rohen Mineros in andächtige Bewunderung versanken. Lautlos, mit gefalteten Händen, staunten sie die über ihnen ausgebreitete funkelnde Decke an.

Es war aber auch ein überwältigender Anblick, und wer nie derartige Drusen gesehen, vermag sich keinen Begriff von der zauberischen Wirkung des im Lichte gleißenden und schimmernden Kristalles zu machen.

Von der Wölbung hing ein krauses Gewirr sechseckiger, pyramidal zugespitzter Bergkristalle herab, von denen einzelne zentnerschwer sein mochten. Auch die Seitenwände und der Boden glänzten und funkelten. Zwischendurch rankten sich, verschlungenen Rebenwindungen nicht unähnlich, mattglänzende, gediegene Silbersträhne oder hingen auch in seltsamen Formen von der Decke herunter. Man sah Büschel und moosförmige Gestaltungen, tropfsteinartige Zapfen, zähnige und drähtige Massen; manchmal auch erschienen da, wo in einer großen Fläche das Licht sich spiegelte, ganze Teile mit Silberblech überzogen.

Wenn die Männer ihre Lichter bewegten, funkelte und blitzte die Druse in allen Farben des Regenbogens; phantastische, wie krumme, fast wie vertrocknete menschliche Glieder aussehende Silbersträhne durchzogen die offene Schatzhöhle, die einen unermeßlichen Reichtum barg.

Die erste Bewunderung war vorbei. Da schrie Antonio:

---

*) Siehe das Titelbild.

„Santa madre de dios! Welch ein Reichtum! Was fangen wir damit an?“

„Das wird Don Felipe schon wissen,“ sagte mit lauerndem Blick Bautista.

„Halt dein Maul,“ rief Miguel, „ich weiß, daß du der letzte bist, das Silber Don Felipe zu gönnen; du könntest dir deine Späße sparen. Der ist reich genug, wir haben den Schatz entdeckt und . . .“

„Das ist wahr,“ unterbrach ihn der Argentinier, „reden wir lieber davon, wo wir das Zeug unterbringen wollen. Don Felipe war zwar erst vor drei Tagen hier, der Satan könnte ihn aber bald herführen, wir müssen rasch handeln.“

„Ich weiß einen sichern Ort,“ sagte Antonio, „oben auf dem Bergrücken, wo die Alten den Tagebau getrieben haben; in die halbverschütteten Löcher wagt sich kein Mensch, dort wäre die sicherste Stelle.“

„Recht hast du,“ erwiderte Miguel, „kein Mensch wird dort den Schatz suchen.“

„Wir wollen alles hinaufschaffen,“ rief Bautista, „nachher bleibt uns Zeit genug, zu überlegen, was damit geschehen soll.“

Antonio und Miguel griffen nach scharfen Werkzeugen, und so eifrig arbeiteten die Männer, daß nach einigen Stunden die Hälfte des edlen Metalls auf einigen untergebreiteten Kuhhäuten lag.

Draußen war die Sonne hinter langgestreckten, zackigen Küstenbergen versunken, und bei der in diesen Breiten rasch einbrechenden Dämmerung lagen die tiefer liegenden Täler in dunklen Schatten. Rosig glühten die wildzerrissenen, schneebedeckten Kordillerenriesen; wie mit flüssigem Kupfer übergossen strahlte das mächtige Massiv des Curimangia, des höchsten Berges der Gegend; als dunkle Nacht über den benachbarten Gipfeln lag, leuchtete die

gewaltige schneegeäderte Steinpyramide noch lange in rosenroter Glut.

Das prachtvolle Naturschauspiel schien den in einen langen „Poncho“ gehüllten Mann nicht zu kümmern, der, dicht an einen Fels geschmiegt, einen der Schächte des Farallons beobachtete. Es war ein Halbindianer. Die dunkle Hautfarbe, die vorstehenden Backenknochen und das lange, schwarze, straffe Haar ließ keinen Zweifel an seiner Abstammung. Es war „Pepe, der Hexenmeister“, „El Brujo“, wie ihn das Volk seines absonderlichen Wesens wegen nannte. Auf dem Farallon war er früher Maultiertreiber gewesen, Don Felipe hatte ihn entlassen müssen, denn abgesehen davon, daß Pepe mehr als nötig trank, faulenzte er häufig tagelang, ohne daß jemand ahnte, wo er sich umhertrieb. Es fehlte ihm nie an Geld, denn so oft er wieder zurückkam, suchte er jedesmal einen englischen Silberschmied in Illapel auf, der ihm, wie man sagte, Goldstaub abkaufte, den Pepe aus einem unbekannten Fundort aus den Bergen holte.

Daß Pepe eine Goldquelle kannte, war gewiß, denn trotzdem er nichts mehr arbeitete, seit ihn Don Felipe entlassen, besuchte er die Schenken und ärgerte die Mineros durch sein prahlerisches Auftreten. Tag und Nacht lungerte er in den Halden und Schächten der alten Bergwerke herum; einmal hatten ihn Antonio und Miguel in dem alten Bau erwischt und zusammen mit Bautista so übel zugerichtet, daß sie ihn halb tot liegen ließen.

Das war vor acht Tagen gewesen, und seitdem war der Halbindianer jeden Abend in die Nähe der Mine geschlichen, um dort einem seiner Todfeinde aufzulauern, ihn mit dem Lasso hinterrücks niederzureißen und sich ungesehen von den anderen an einem zu rächen. Bis jetzt hatte er vergeblich gewartet.



Auch heute lag Pepe wieder im Schatten eines Felsblocks und wartete, ob einer der Mineros allein bleiben würde.

Riesengroß stieg der volle Mond aus dem Nebel und erleuchtete mit hellem Schein die weite, wilde Gegend. In bläulichem Licht schimmerten die eisigen Höhen der Kordilleren. Ein kalter Luftzug traf den fröstelnden Lauscher, der seinen Poncho fester um sich zog.

Wie lange blieben die drei heute in der Grube! Sonst waren sie immer mit Sonnenuntergang zutage gefahren, oder hatten sie einen anderen Ausgang benutzt?

Da schimmerte es rot aus der schrägen Tiefe des Schachtes herauf, und wenige Augenblicke später traten die Mineros, einen schweren Sack tragend, auf die mondbeschienene Halde. Fester faßte Pepe den Lasso. Was blitzte da in dem Sack? Und wie scheu die Kerle sich umschauten! Sie schleppten Silber! — Der Halbindianer schmiegte sich fester an den Stein und beobachtete jede Bewegung seiner Feinde.

Unheimlich wurde ihm, als er sah, wie sie auf ihn zu kamen. Wenn sie ihn entdeckten? — Glücklicherweise achteten sie nur auf ihre Last, denn der steile Pfad, der nach dem verlassenen Tagebau emporführte, war so mit Trümmern und Geröll bedeckt, daß sie nur langsam hinanklimmen konnten. So nahe gingen sie an ihm vorbei, daß er beinahe den Ponchozipfel Miguels hätte greifen können.

„Hol' mich der Geier," fluchte Antonio, „nicht für alles Silber der Welt möcht' ich den verfluchten Weg alle Tage machen! Tut mir den Gefallen und bringt den Kram allein hinauf."

Bautista rief ihm halblaut zu: „Sprich nicht so laut, man kann nicht wissen . . ."

„Unsinn!“ unterbrach ihn Miguel, „wer sollte uns hier in der Nacht hören, wo nicht einmal am Tage ein Mensch zu sehen ist!“

„Du vergißt den roten Halunken; wenn ich den Kerl noch einmal hier oder sonstwo erwische, schlage ich ihm alle Knochen entzwei.“

„Der wird vom letzten Male noch genug haben und sobald nicht wiederkommen.“

Mehr hörte Pepe nicht; hätten die Mineros aber die boshafte Fratze des Halbindianers sehen können, sie würden gewiß darüber erschrocken sein.

Gewandt schlich Pepe hinter den unter der schweren Last keuchenden Männern her; in wilder Gier blitzten seine Augen, als er sah, daß er richtig geahnt und die Burschen einen Haufen gediegenen Silbers in einen der Gänge des alten Baues schleppten. Es dauerte nicht lange, da keuchten sie mit einer zweiten Last heran.

Regungslos lag Pepe hinter einem Haufen losgebrochenen Gesteins, und als die zweite Ladung geborgen war und die Mineros wieder hinabgingen, rührte er sich nicht. Wilde Gedanken gingen ihm durch den Kopf; gebannt schaute er nach der Stelle, wo der Schatz verscharrt worden war.

Wenn er sich gleich über das Silber hermachte? Aber dann konnte er nur einen kleinen Teil mitnehmen. Das wäre falsch gewesen. Alles und vollständige Rache dazu mußte er haben. Zu übereilen brauchte er sich nicht, denn aus den Gesprächen der Mineros hatte er gehört, daß sie, um keinen Verdacht zu erregen, erst noch eine Zeit weiterarbeiten wollten, um den Schatz später umso sicherer verschleppen zu können. Auf den folgenden Tag hatten sie ein Trinkgelage verabredet; Pepe hoffte, daß sie sich gehörig berauschten. Ein wildes Lächeln glitt über die harten Züge

des Halbindianers; unwillkürlich griff er nach dem Dolchmesser.

Noch schien die Sonne am nächsten Tage nicht in das Tal, als Pepe in der Nähe des Schachtes geduldig lauerte. Sechs Stunden waren bereits verflossen, ehe die Mineros, die nun auch noch die letzten Reste des Silbers gesammelt hatten, zutage fuhren. Diesmal lagerten sie sich in der Nähe seines Verstecks unter einem der vielen Schilfdächer, so daß er ihre ohne besondere Vorsicht gesprochenen Worte deutlich hören konnte.

Antonio sagte: „Warum soll ich die schweren Flaschen von Illapel heraufschleppen? Könnt ihr's nicht auch tun?"

„Wir wollen losen," rief Miguel. „Her mit den Würfeln, Bautista; wer die wenigsten Augen wirft, soll sich das Vergnügen machen, die Illapelinos zu besuchen!"

Zur größten Freude der beiden warf Bautista nur zwei, das Wenigste, was geworfen werden konnte. Aergerlich schleuderte der Argentinier die Würfel zu Boden. Illapel lag anderthalb Stunden entfernt, und was sollte er dort alles noch einkaufen. Aber was half's? Das beste war, er beeilte sich, so rasch wie möglich wieder hier zu sein; den Poncho über die Schultern werfend, trabte er schnell den Berg hinunter und war bald zwischen den grauen Felsblöcken im Tal verschwunden.

Die Zurückbleibenden machten es sich indes unter dem Schutzdach bequem; Antonio holte das Säckchen mit dem an diesem Morgen gesammelten Silber hervor und klaubte einzelne kleine Quarzstückchen heraus. Miguel, in Gedanken verloren, kratzte mit seinem Dolche Figuren in die Steinplatten.

Drückend lag die Nachmittagschwüle über dem Tal; in der tiefen Stille vernahm man das bald näher, bald



ferner klingende Rauschen des durch die Klippen stürzenden Chuapa.

Nach langem Schweigen begann Miguel mit halblauter Stimme: „Antonio! Wenn du schweigen kannst, möchte ich dir etwas sagen, was auch für dich zu überlegen wäre.“

„Du weißt, daß ich kein Schwätzer bin; was hast du?“

„Antonio, wenn ich bedenke, daß wir das Silber mit dem verdammten Hund teilen sollen, möcht' ich wild werden.“

„Mir wäre die Hälfte auch lieber als ein Drittel,“ erwiderte Miguel, „aber was wollen wir machen, Bautista ist dabei gewesen . . .“

„Denke dir mal, er wäre nicht auf der Welt,“ unterbrach ihn lauernd Miguel und ließ dabei die blanke Klinge seines Messers in der Sonne spielen.

Antonio schwieg. Aber der Blick, den er von der Seite nach seinem Gefährten richtete, bewies, daß er verstand, was gemeint war.

Nun schwiegen sie.

Aus der Ferne rauschten die Wasser in der Tiefe.

Beide horchten, und es war, als ob sie den gleichen Gedanken verfolgten. Antonio fuhr zusammen, als Miguel ihn anstieß und, nach einem der alten Schächte zeigend, murmelte: „Das Loch ist mindestens dreihundert Fuß tief, und Steine reden nicht.“

„Miguel!“ rief Antonio.

„Caracho! Stell dich nicht so! Sechs Zoll unserer Klingen zwischen Bautistas Rippen, und wir teilen allein. Verstehst du?“

„Ja, aber . . .“

„Mach keine überflüssigen Redensarten, Compañero. Wir kennen uns nicht seit gestern, und wenn ich so sicher

schon das Geld für das Silber hätte, wie ich überzeugt bin, daß du mit mir einverstanden bist, wäre ich zufrieden."

„Du bist ein Spitzbube. Weiß der Kuckuck, aber ich habe nun einmal ein so gutes Herz, daß ich dir nichts abschlagen kann."

„Das weiß ich, Antonio, und deine Gutmütigkeit bringt dir ja auch was ein."

Pepe hatte jedes Wort verstanden. Wenn die Kerle Bautista aus der Welt schafften, blieben nur zwei übrig. Vielleicht brachen sie sich zuletzt noch die Hälse.

Bautista mußte in der Sonnenglut nach Illapel traben, während die faulen Halunken droben kühl saßen und sich gewiß lustig über ihn machten. Wußte er doch, daß die beiden Chilenen ihn trotz ihres scheinbar kameradschaftlichen Verhaltens gründlich haßten, besonders Miguel, der ihm eine alte Geschichte, bei der dieser Kerl beinahe das Leben eingebüßt, noch nicht vergessen hatte.

Bautista trat fehl, fiel zu Boden und verletzte sich an einer der am Wege stehenden Kakteen. Mürrisch raffte er sich wieder auf, ballte die Faust und rief: „Wollt' ich doch, daß ihr an dem Weine ersticktet, ihr Schufte!"

Er marschierte verdrießlich weiter und grübelte mit verbissenem Ausdruck vor sich hin. Ein Gedanke war ihm gekommen, der ihn zuerst schaudern ließ und doch sein Blut schneller durch die Adern jagte.

„Ach was, wozu diese Schwäche," murmelte er ingrimmig. „Ich tue es doch. Wartet nur, Burschen!"

Gift wollte er den beiden in den Wein mischen. Seine Habgier gönnte ihnen das Silber nicht, und er war entschlossen, die beiden aus dem Wege zu räumen.

Für eine Handvoll Realen mischte ihm sein Landsmann, der alte Kräuterdoktor von Illapel, ein Tränkchen, an dem sie genug haben sollten.

Auf dem Farallon harrten die beiden Mineros ungeduldig der Rückkunft Bautistas, und auch Pepe, der sein Versteck nicht zu verlassen wagte, wünschte ihn herbei.

Vier Stunden waren verflossen, und noch war keine Spur von ihm zu sehen.

Wieder sank die Sonne hinter den Bergketten am westlichen Horizont, über dem von hier aus unsichtbaren See stiegen weiße Nebelschwaden auf, flockige Massen, die langsam an den steilen Felswänden dahinschwanden. In strahlendstem Purpur erglühten die scharfen Hänge der Kordilleren; ein blutiger Schein lag auf den weiten Schneefeldern des Curimangia, der massig über die umliegenden Grate und Schroffen emporragte.

Da tauchte zwischen Felsblöcken im Tale Bautista auf, schwer mit einem Krug und zwei Körben beladen. Schon von weitem schwenkte er den Krug, und sein unsicherer Gang ließ vermuten, daß er nicht mehr ganz nüchtern sein konnte.

„Schau, wie er taumelt," flüsterte Antonio, „der Kerl ist betrunken."

„Um so leichter werden wir mit ihm fertig," raunte Miguel, „paß richtig auf, wenn ich ihm das angebliche Guanaca zeige, daß du gut triffst."

„Verlaß dich auf mich! Aber lieb wär' mir's doch . . ."

„Ruhig," mahnte Miguel, „er kommt!"

„Caramba!" rief er dem Ankommenden entgegen, „bist lange ausgeblieben, Antonio wäre beinahe verdurstet."

„Konnt' nicht eher kommen, Kamerad," antwortete Bautista. Er nahm den Hut ab, und sich den Schweiß von der Stirn wischend und bedenklich wackelnd, brummte er: „Der verfluchte Wein, höchstens viermal habe ich genippt und schon . . ."

„Na, was du nippen nennst, kennen wir," unterbrach

ihn Miguel und lachte. Und Antonio sagte: „He, du hast wohl unterwegs den halben Wein getrunken und wir sind da oben beinahe verschmachtet? Her mit dem Trank!“

Er nahm den Krug, den ihm Bautista reichte, hob ihn an die Lippen und schluckte so gewaltig, daß der Argentinier fürchtete, er würde nichts darin lassen.

Tief aufatmend wischte Antonio sich dann den Mund, und das Gefäß Miguel reichend, rief er: „Das schmeckt! Trink, Bruder!“

„Sollst leben, Bautista,“ wandte sich Miguel gegen den Argentinier, „sollst leben, mein Junge! Weiß zwar, daß du mir nicht ganz grün bist; aber das läßt sich ertragen. Wie siehst du aus? — Fehlt dir was?“

„Mir ist ganz wohl,“ stotterte der offenbar gehörig Benebelte, „habe nur ein bißchen viel getrunken.“

„Das seh ich,“ sagte Miguel spöttisch, „prosit Bruder!“

„Prosit, Compañero, laß dir's schmecken.“

Der bauchige Krug war bis über die Hälfte geleert, als Miguel absetzte.

„Willst du nicht trinken?“ fragte er den schwankenden Bautista.

Der Argentinier schüttelte sich. „Mir ist der Kopf schon schwer genug, ich habe zu viel getrunken.“

Miguel, der den Argentinier belustigt ansah, wollte eben Antonio einen bedeutungsvollen Wink geben, als Bautista rief: „Ich geh' mal nach dem Fluß hinunter, möchte mir im Wasser den Schädel abkühlen, ich komme bald wieder.“

Mit den Armen in der Luft fuchtelnd, wankte er davon. Kaum aber hatte er den Rücken gewandt, als Miguel seinem Gefährten zunickte. Antonio sprang auf; mit wenigen Sprüngen holte er den Trunkenen ein und rief: „Mensch, du brichst ja Hals und Beine, ehe du in der

Verfassung an den Fluß kommst, bleib da. Wenn du dich aber unbedingt abkühlen willst, so laß dich führen."

Inzwischen lief auch Miguel herbei: „Bautista, du kannst ja kaum mehr stehen. So hab' ich dich noch nie gesehen, du wirst bald auf allen vieren kriechen."

„Laßt mich in Ruh," murrte der Argentinier, „so arg ist's doch nicht; den Weg da hinunter mache ich zehnmal, wenn's sein muß."

„Sieh mal das Guanaco dort!" rief Miguel und deutete nach einer der nächsten Felskuppen, „in meinem Leben habe ich kein so großes Tier gesehen."

„Wahrhaftig!" sagte Antonio und trat, die Augen mit der Hand beschattend, einen Schritt zurück, „ja wahrhaftig, ein kolossales Tier."

„Wo?" rief Bautista. „Ich kann nichts . . ."

Er kam nicht weiter. Mit sicherem Stoß hatte ihm Antonio sein Dolchmesser bis ans Heft zwischen die Schulterblätter getrieben. Während der so jäh Ueberfallene mit einem Schrei zusammenbrach, rannte ihm Miguel den Dolch zweimal in die Brust.

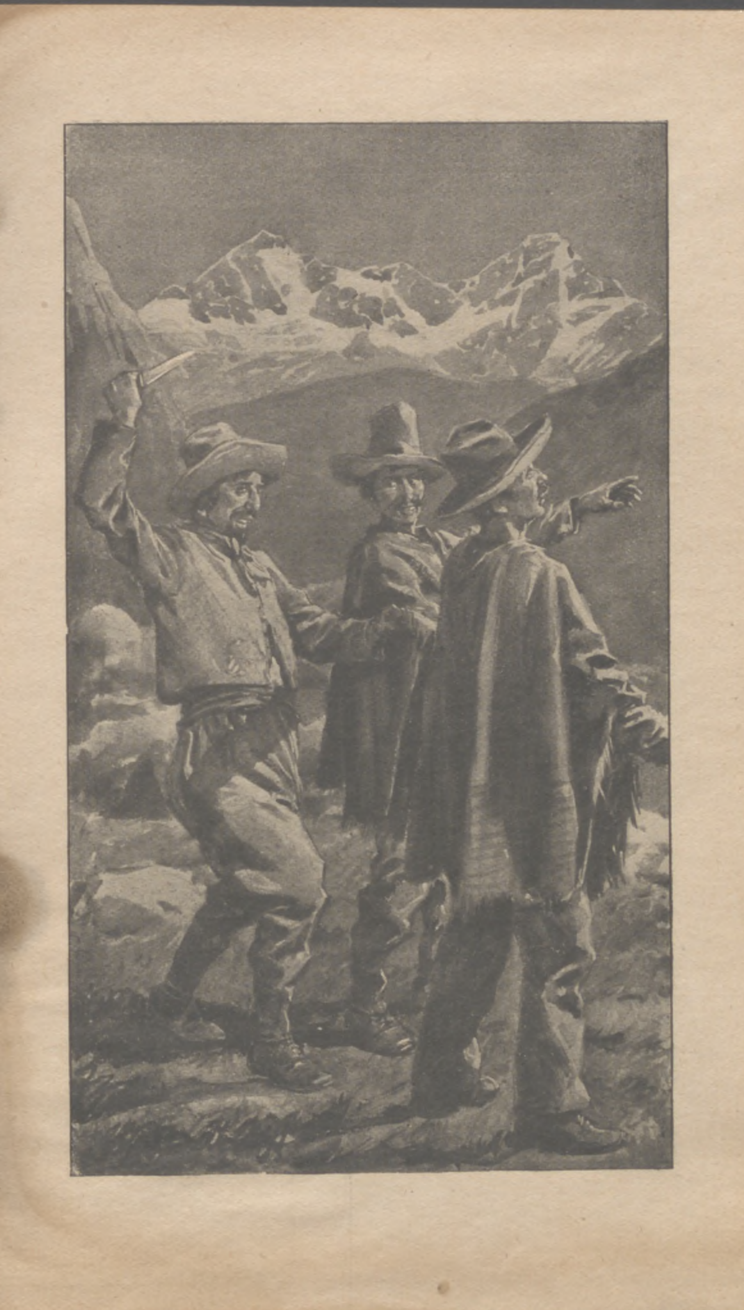
„Er ist dahin," sagte Miguel.

„Er ist tot," murmelte, einen scheuen Blick auf das bleiche Gesicht des Ermordeten werfend, Antonio und wandte sich schaudernd weg.

Da raffte sich Bautista noch einmal empor, und seine kraftlose Hand zog einen blinkenden Stahl hervor. Er versuchte die rasch zurückspringenden Mineros zu erreichen. Nach wenigen Schritten brach er zusammen, und der Dolch entfiel ihm.

„Verflucht," heulte er und hob drohend die Faust gegen seine Mörder, „verdammt sollt — ihr sein — das Silber — nichts . . ."

Dann sank er röchelnd zusammen.



Vorsichtig näherten sich die beiden der regungslosen Gestalt; nachdem sie sich überzeugt, daß er tot war, schleppten sie ihn nach dem Schacht, stürzten ihn hinab und verwischten mit Laub und Erde die Blutspuren.

Antonio blickte scheu auf: „Der Kerl hat mich erschreckt, ich zittere noch. Hast du sein Gesicht gesehen? Scheußlich! Zum Grauen.“

„Er schnitt eine böse Fratze,“ erwiderte Miguel. „Wir wollen aufhören, die Spuren sind weg, und ich bin müde.“

„Mir geht es auch so; der Wein war schwer.“

Hell schien der Mond auf die Strohmatten vor der Hütte, wo Miguel und Antonio saßen und essen wollten. Kein Bissen mundete ihnen; sie schoben die Körbe zurück. Schweigend sahen sie aneinander vorbei.

Im Tale hüpften sprühend die Wellen des Chuapa über glattgeschliffene Porphyrblöcke dahin, und ihr Rauschen, vermischt mit dem dumpfen Brausen der nahen und fernen Gießbäche, blieb lange der einzige Naturlaut.

„Miguel,“ flüsterte Antonio, „mir wird übel.“

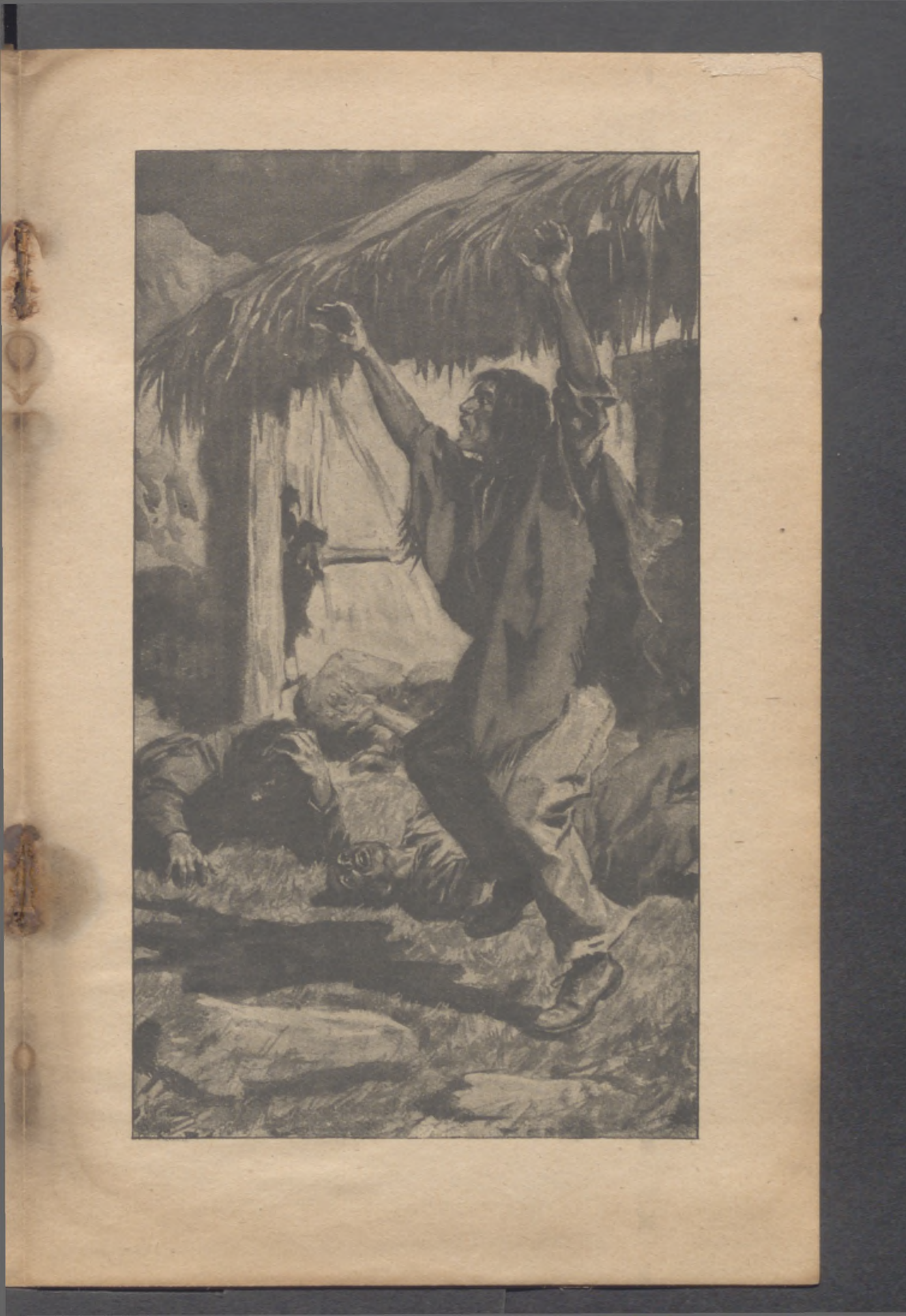
„'s geht mir nicht besser, ich meine ein Rattennest im Leib zu haben.“

„Ich will's verschlafen, hol's der Geier,“ brummte Antonio und warf sich unmutig auf ein paar Felle in der Ecke. „Gute Nacht, Compañero.“

„Gute Nacht. Werde es auch so machen,“ entgegnete Miguel, legte sich auf die Erde und zog den Mantel über den Kopf.

Keiner konnte ruhen. Nach einer Weile richtete sich Antonio auf, preßte beide Hände gegen die glühende Stirn und murmelte: „Heilige Mutter Gottes, welch ein Brennen, ich halt's nicht mehr aus. Mir ist zum Sterben elend.“

Miguel, von grimmigen Schmerzen gepeinigt, hatte die Worte gehört, und eine furchtbare Ahnung ließ ihn erzittern.



„Barmherziger Gott," schrie er, „Bautista wird doch nicht . . ."

„Was sagst du? Was meinst du? Was soll Bautista getan haben?" rief ängstlich Antonio.

„Gift hat er uns gegeben!" schrie Miguel und sprang empor. „Vergiftet, dieser Hund, und wir sind ihm in die Falle gegangen. Jetzt weiß ich, was er sagen wollte, als er starb. Darum wollte er nicht trinken und stellte sich berauscht; Antonio, wir sind verloren!"

Antonio kreischte: „Hilfe! Rettung!" Er reckte die Arme flehend zum sternenbesäten Himmel empor. „Nur diesmal hilf mir, und nie wieder soll ein sündiger Gedanke in mir aufkommen!"

In wilder Verzweiflung wälzten sich beide am Boden; ihre Glieder zuckten krampfhaft, und der Schaum trat auf ihre Lippen.

„Keine Rettung!" jammerte Antonio. „Das Silber! — Das verfluchte Silber. Hätt' ich es nie gesehen! — Wie das brennt! — Es wird mir schwarz vor den Augen. — Miguel!"

Der Angerufene zeigte mit der Hand nach dem Schachte, wo eine dunkle Gestalt auftauchte. „Sieh dort! Kennst du ihn. — Bautista! — Schau, — er greift nach dem Dolch. — Laß das Messer stecken, — laß stecken, sag' ich, — wir gehen beide — es ist aus, sag' ich; die Glut, die Glut . . ."

Röchelnd stürzte der Halbaufgerichtete neben dem im Todeskampf ringenden Antonio zusammen.

Hinter dem Schachtgestell hervor sprang Pepe und begann einen Tanz um die zuckenden Körper. In wilder Freude glühten seine Augen, während er mit den Händen wunderliche Gebärden machte. Seltsame Laute stieß er dabei aus, Laute, die nicht menschlich klangen. —

Vor Jahren machte ich zu Pferde eine größere Reise

durch das mittlere Chile. In Comarbala, einem kleinen Städtchen in der Nähe von Illapel, mußte ich drei Wochen verweilen. Dort hörte ich die eben wiedergegebene Geschichte, die man sich in der ganzen Provinz Coquimbo erzählte.

Als Don Felipe eines Tages den Farallon besuchte, fand er die von den Füchsen angefressenen Leichname Miguels und Antonios. Bautista, der spurlos verschwunden war, wurde für den Mörder der Mineros gehalten.

Pepe war durch ungewöhnlichen Aufwand, den er trieb, aufgefallen; er siedelte später nach Santiago über, wo er große Summen durchbrachte und verspielte. Von Zeit zu Zeit kam er in die Gegend und trieb sich dann tagelang in den Bergen umher. Einmal hörten Ziegenhirten, die in der Nähe des Farallon ihre Herden weideten, ein klägliches Geschrei, und als sie den Lauten nachgingen, fanden sie Pepe mit zerschmettertem Körper in einer der Gruben des alten Baues liegen, in die er hinabgestürzt war. Nach Illapel gebracht, lebte er noch zwei Tage. Wenige Stunden vor seinem Tode gestand er, wie er zu dem Silber gekommen war, und was er in jener Nacht erlebt. Auch das Versteck, in dem sich immer noch große Mengen des edlen Metalls befanden, gab er an.

Don Felipe Picardo war so erschüttert, daß er den Rest des aufgefundenen Schatzes der Kirche überwies.

Der Farallon vereinsamte, weil man sich überzeugt hatte, daß die Höhle in eine taube „Kluft" verlief. In der Mine arbeitete kein Mensch mehr. Bald erzählte man allerlei Spukgeschichten, und es gab nicht viele, die sich nach Sonnenuntergang in die Nähe des unheimlichen Platzes wagten. Die verödeten Hütten fielen bald in Trümmer.

Der Schatz von Paradelha

Roman von Woldemar Urban

(Fortsetzung und Schluß)

Das Kloster „zum heiligen Herzen Jesu", in dem Manuel in höchster Not Hilfe und Zuflucht gefunden hatte, gehörte Franziskanermönchen. Einige Kilometer südlich von Lissabon lag es auf einer Anhöhe, von der aus man eine herrliche Aussicht über diese Stadt und ihre Umgebung, sowie über den weiten, uferlosen Ozean genoß. Der Friedhof um die Kirche herum mit den efeuumwucherten Gräbern, die erhöhte, Land und Meer beherrschende Lage und vor allem die weltentrückte Ruhe, die nur an manchen Tagen durch das Toben der Meeresbrandung unterbrochen wurde, als ob das Seufzen einer Welt zur Einsamkeit des Klosters emporhringe, machten auf das Gemüt einkehrbedürftiger Menschen einen tiefen Eindruck. Um wie viel mehr mußte es den an Leib und Seele geschwächten und zermarterten Manuel beeinflussen. In den ersten Tagen war er noch im Fieber gelegen. Die Entbehrungen seiner Haft, die aufregenden Stunden seiner Flucht hatten ihn zu sehr heruntergebracht. Er wäre gestorben, es wäre ihm gegangen wie der alten Zaccadrilla, wenn ihn nicht in seiner höchsten Not die aufopfernde Liebe und selbstlose Hingabe Esmeraldas gerettet hätten. Sie hatte ihn hierhergebracht, und ihr dankte er, daß sich seine jugendliche Lebenskraft wieder durchrang. Langsam und allmählich wich das Fieber. Weltentrückt, befreit von den Stürmen und Leidenschaften des Lebens, fand er die innere Ruhe wieder. Welche Sünden lagen auf ihm? Wo hatte er gefehlt? Sein ganzes Leben zog an ihm vorüber, und er sah, daß er ein Mensch unter Menschen gewesen war, nicht besser, aber auch nicht schlechter als viele andere, und daß an ihm mehr gesündigt worden war, als er

selber gesündigt. Ja, der Schatz von Paradelha war auch ihm zum Verderben geworden; Undank, Habsucht, Zorn und Rache hatten sein Herz erfüllt. Hatte er nicht seine Mutter und Esmeralda, seine Heimat verlassen aus Eigennutz? Hatte er nicht mit dem Messer Eslava bedroht? Nicht er, Gott hatte ihn vor dem Aergsten, dem Mord, bewahrt.

Darüber dachte er nach, als er eines Morgens auf dem Paradies — so nannte man im Kloster einen kleinen Vorbau an der Nordfront des Klosters wegen seines herrlichen Rundblicks über die Gegend — lag und von der Höhe hinabblickte. Er fühlte sich an diesem Morgen wohl und kräftig, stand vom Lager auf und ging auf der kleinen Terrasse hin und her.

Er war glücklich, sich wieder gesund zu fühlen. Er dachte an seine Mutter, an Esmeralda, an Paradelha. Das Leben dünkte ihn wieder so schön, ein wahres und wirkliches Gottesgeschenk.

„Bruder Bartholomeo," sagte er zu dem eintretenden Mönch, der ihm sein Essen brachte, „Bruder Bartholomeo, ich habe eine Bitte."

„Was ist's?" fragte der Mönch. „Ihr seht heute wohl aus, Manuel, Euer Blick ist klar, und Ihr steht fest auf den Beinen. Glück zur Gesundheit, die Euch Gott schenkt. Was wünscht Ihr?"

„Ich möchte beichten, Bruder Bartholomeo. Ich möchte mich mit meinem Gott versöhnen, dann werde ich wohl auch mit den Menschen fertig werden."

„Ich werde es melden. Haltet Euch nur bereit. Ich hole Euch ab."

Damit ging Fra Bartholomeo. Nach kurzer Zeit kehrte er zurück und sagte: „Kommt, Manuel. Es ist alles bereit."

Er führte ihn durch den Kreuzgang nach der Kirche. Keine Seele war zu sehen, bis Fra Bartholomeo auf einen Beichtstuhl zeigte, in dem Manuel das dunkle Gewand eines Priesters bemerkte. Dann verließ der Mönch ihn wieder, und Manuel kniete nieder. Er hatte den Priester nie in seinem Leben gesehen. Er sah ihn auch jetzt nicht und kannte ihn nicht, aber er erzählte ihm alles, was er erlebt hatte, so gut er es wußte. Nur bei einer Stelle stockte er und sah sich unschlüssig um.

„Wir wollen nicht deine Geheimnisse erfahren, mein Sohn, sondern deine Seele erkennen," sprach eine tiefe, wohltönende Stimme. Da erzählte Manuel alles bis zu dem Abend seiner Flucht aus dem Gefängnis. Dann sprach der Priester lange und ernst, er zeigte ihm seine Verfehlungen in klarem Licht, so daß Manuel sie zu erkennen vermochte, damit er sich in Zukunft davor hüte. Es war eine lange Beichte und eine strenge Beurteilung, aber nach einiger Zeit verließ Manuel doch die Kirche geläuterten Gewissens.

Nachdem er zur inneren Ruhe gekommen war, wünschte er auch seine äußeren Verhältnisse zu ordnen. Er wollte sich seinen Verantwortungen nicht entziehen, aber auch seine Rechte wahren. Sein Wille zum Leben erwachte wieder, je mehr sich sein körperlicher Zustand besserte. Besonders ging ihm das Schicksal jener Pergamentblätter nahe, die er am Tage seiner Verhaftung an Don Jeronimo Malapeña übergeben. Er mutmaßte in den ihm unverständlichen Schriftzeichen, die Don Jeronimo als arabisch bezeichnete, eine Aufklärung über Herkunft und Bestimmung der Truhe, in der er sie nach jener Sturmnacht am Strande von Paradelha gefunden. Sollte sich nach diesen Aufzeichnungen der einstige Eigentümer des Schatzes und ein recht=

licher Besitzer feststellen lassen, so war Manuel bereit, den Schatz herauszugeben. Nur wollte er nicht, daß das Gold die Beute irgend eines Spekulanten werde. Wenn er kein Recht an dem Fund haben sollte, so fühlte er sich doch dafür verantwortlich, daß er nicht in falsche Hände geriet.

Er kannte die diabolische Wirkung, die der Schatz auf die Gemüter der Menschen ausübte, hatte sie am eigenen Leib zu empfindlich gespürt, als daß er nicht wünschen sollte, sie zu beseitigen oder doch abzuschwächen. Ob diese Wünsche in Erfüllung gehen würden, wußte er nicht. Menschen blieben immer Menschen, und er konnte sie nicht ändern.

Esmeralda durfte jeden zweiten Tag ins Kloster kommen und am Gitter mit Manuel sprechen. Sie wohnte in der Stadt, um ihm nahe zu sein, wenn er sie brauchte. Sie besorgte neue Kleider für ihn, denn seine alten waren zu einem Besuch bei Don Jeronimo nicht zu brauchen. Sie hatte die Wohnung des Don Jeronimo in der Rua de São Jorge, nahe der Artilleriekaserne, ausgeforscht und ihn gesehen, was Manuel beruhigte. Denn der alte Mann konnte ja gestorben sein. Ob Don Jeronimo die Pergamentblätter noch besaß? Auch mit Fra Bartholomeo sprach Don Manuel darüber. Aber der Mönch konnte ihm über diese Dinge keinen Rat geben.

„Ihr seid hier wie dort in Gottes Hand, Don Manuel," sagte er. „Wollt Ihr nach der Stadt zurückkehren, so werden wir Euch nicht halten. Wollt Ihr aber noch hier bleiben, so kann auch das geschehen bis zu Eurer völligen Genesung."

Endlich konnte Manuel sich nicht mehr gedulden. Immer sehnsüchtiger blickte er nach der Stadt hinunter, immer unruhiger pulste das Blut in seinen Adern, so daß

er sich entschloß, in den Abendstunden das Kloster zu verlassen und nach der Stadt zu gehen. Er trug einen langen dunkeln Mantel und ein weicher, breitkrempiger Filzhut beschattete sein Gesicht. Er glaubte, daß man ihn nicht erkennen würde, denn nicht nur die Kleidung ließ ihn verändert erscheinen, er war auch durch die Krankheit verändert. Seine Züge waren ernster, männlicher geworden. Das Rundliche, Weiche in seinen Formen war verschwunden, seine Haltung, obgleich gedrückter, war doch fest und zuversichtlich.

Wunderlich wurde ihm zumute, als er die Stadt wieder betrat, die ersten Menschen sah und das vielgestaltige Leben ihn wieder umfing. Wie heimelte ihn alles an! Der Schuhflicker, die Gemüsefrau, das Modewarenhaus, der Lärm der Wagen, die menschlichen Stimmen um ihn her; vertraut berührte ihn alles. Er fühlte sich wieder im Leben mit seinen Qualen und Leiden, seinen Hoffnungen und Freuden.

Als er durch Barreiro ging, nicht weit von dem Gefängnis, begegneten ihm zwei Soldaten.

„Nein," sagte der eine, „es ist nichts mit dem neuen General, wir sollten einen anderen haben."

Manuel lächelte und ging weiter. An der Praça de Commercio lenkte er in die Rua de São Paulo ein und ging am Hause Zaccadrillas vorüber. Er drückte den Hut noch tiefer ins Gesicht. Gerade hier wollte er nicht erkannt sein. Er war durch Esmeralda von allem unterrichtet und sah nun scharf auf die Tür, die in Zaccadrillas Haus führte. Sie war noch immer geschlossen und die Gerichtsiegel hingen nach wie vor daran.

Beruhigt ging er weiter. Er mußte sich beeilen, denn es war schon spät. Wenn er Don Jeronimo noch sehen wollte, durfte er nicht säumen. Als er an der Ecke der

Rua de São José vorüberging, standen dort zwei Juden, die offenbar über ihre Geschäfte plauderten.

„Habe ich gehorcht hier und habe ich gehorcht da, Don Abrahão," sagte der eine, „und habe ich erfahren nichts. In Paradelha sagen die Leute, wer tot ist, kommt nicht wieder; seine Mutter will wissen von nichts, und Esmeralda hat gelacht. Sechzehn Duro für die Reise umsonst bezahlt, Don Abrahão."

So ist das Leben, dachte Don Manuel. Du suchst in allen Winkeln der Welt, was greifbar an dir vorüberhuscht. Er kannte Don Abrahão dem Namen nach. Er hatte den Namen von Zaccadrilla öfters gehört. Aber jetzt blieb ihm keine Zeit. Er mußte weiter.

Als er in der Rua de São Jorge ankam, schlug es neun Uhr. Die Straße lag dunkel und still, das Haus, in dem Don Jeronimo wohnte, war verschlossen. Manuel zog die Glocke. Nach einer Weile kam eine alte Frau und fragte, wer da sei.

„Ich wünsche mit Don Jeronimo Malapeña zu sprechen. Ist er zu Hause?"

„Zu Hause ist er schon, aber wer seid Ihr, und was wollt Ihr so spät?"

„Sagen Sie Don Jeronimo, daß ich erst jetzt nach der Stadt gekommen sei und nach den Dokumenten fragen wolle, die ich ihm im Hotel Bragança gegeben habe."

Don Manuel hörte die Alte davonschlurfen und blieb vor der verschlossenen Türe stehen. Endlich öffnete sich im ersten Stock des Hauses ein Fenster, und vom Mond beleuchtet erschien der haarlose Kopf Don Jeronimos.

„Seid Ihr es, Senhor?" fragte er. „Seid Ihr es wirklich? Nun, alle Heiligen seien gelobt, ich dachte, Ihr wäret gestorben!"

„Noch nicht, Don Jeronimo,“ erwiderte Manuel und zog den Hut, damit er ihn erkennen sollte, „ich bin erst jetzt in die Stadt zurückgekommen und bitte mich zu entschuldigen, wenn ich Euch so spät störe.“

„Hat nichts zu sagen, Senhor. Kommt herauf, ich kann sowieso nicht schlafen.“

Dann wurde die Haustür geöffnet, und Don Manuel trat ein. Es war ein altes, winkliges Haus wie viele in diesem ältesten Teile der Stadt. Eine Steintreppe führte hinauf in den ersten Stock, wo Don Jeronimo wohnte, ein wunderliches Junggesellenheim, vollgepfropft mit Büchern, an den Wänden große Landkarten, auf dem Tisch ein Globus, ein altes Schiffsmodell, in einem Regal, das bis fast zur Decke reichte, Pfeile, hölzerne Keulen und Gerätschaften wilder Völker kunterbunt untereinander.

„Setzen Sie sich,“ sagte Don Jeronimo, indem er selbst an seinem Schreibtisch Platz nahm, „ich habe oft an Sie gedacht. Was haben Sie mir da aufgehalst? Wissen Sie auch, lieber Herr, was Sie verlangen, wenn Sie jemandem zumuten, solche Dinge zu entziffern?“

„Don Jeronimo, offen und ehrlich — ich bin ohne jede Ahnung. Ich habe die Dinge gefunden und hoffte über den Fund und den Besitzer Aufschluß zu erhalten, wenn es gelang, die Schrift zu übersetzen. Sie haben doch die Dokumente noch?“

„Glauben Sie, ich sei der Mann, der solche Dinge in unrechtmäßige Hände gibt? Sie haben sie mir anvertraut, und Sie erhalten sie wieder zurück. Niemand sonst. Hier sind die Blätter, und hier, Senhor, ist meine Arbeit. Ja, ja, mein lieber Herr, meine Arbeit. Ich habe oft gestöhnt dabei, es war eine schlimme Arbeit. Die Pergamente müssen an einem feuchten Ort gelegen sein.“

„Richtig geraten, Don Jeronimo."

„Man sieht es. Stockflecke, Moder, Pilzwucherungen. Stellenweise sind die Blätter so zerfressen, daß kein Gott mehr entziffern kann, was einmal da stand. Aber was noch zu lesen war, das steht hier im klaren Portugiesisch, mein Herr."

Don Manuel sah das alte Pergament, um das er sich so sehr gesorgt, wieder vor sich. Und auf drei Blättern, sauber und deutlich geschrieben, die Übersetzung.

„Don Jeronimo," sagte er herzlich, „Sie wissen nicht, welch großen Dienst Sie mir erwiesen haben ..."

„Senhor, ich bitte!" wehrte der Alte lächelnd ab, „es war trotz aller Mühe eine schöne Unterbrechung meiner Langeweile, und ich freue mich, wenn ich Ihnen damit einen Dienst erweisen konnte."

Don Manuel zog einige Banknoten hervor. „Sie werden mir erlauben, Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen, indem ich Ihnen ein kleines Honorar für Ihre Arbeit ..."

„Nein, nein, lassen Sie nur. Aber ich will Ihnen etwas sagen."

„Sprechen Sie, Don Jeronimo. Und wenn es irgendwie in meinen Kräften steht, Ihnen zu genügen, so wird es geschehen."

„Es ist in diesen Blättern von Münzen die Rede, die unter Kaiser Konstantin in Byzanz geprägt worden sind. Auf der Vorderseite zeigen sie das Bild dieses Kaisers mit griechischer Schrift. Ich besitze eine dieser Münzen. Nun schlage ich Ihnen vor, mir eine solche Münze, auf der das Gepräge möglichst gut erhalten ist, zu leihen oder zu schenken, damit ich sie mit der meinigen vergleichen kann."

„Zeigen Sie mir Ihre Münze, dann will ich genau

nachforschen, Don Jeronimo, und wenn ich finde, was Sie suchen, wird es mir eine Freude sein, Ihnen damit ein Geschenk zu machen."

Don Jeronimo holte die Münze und sagte: „Sie werden Sie leicht daran erkennen, daß sie auf der Rückseite dieses Wappen trägt; hier, sehen Sie, es ist ein Löwe darin, der sonderbarerweise eine frappante Ähnlichkeit hat mit dem Löwen, den Sie noch heutigen Tages im persischen Wappen bewundern können. Eine Ähnlichkeit, die für Münzkenner große Bedeutung hat."

„Rechnen Sie auf mich, Don Jeronimo, und wenn es möglich ist, werden Sie Ihre Münze bekommen."

„Ich gratuliere Ihnen, wenn die Dinge, die da aufgezeichnet sind, in Ihrem Besitz sind ..."

„Ein Teil vielleicht, Don Jeronimo ..."

„Ganz gleich. Ein Teil oder das Ganze: Es handelt sich um Schätze von großem wissenschaftlichen Wert. Es wäre jammerschade, wenn sie verzettelt oder verschleudert würden, ohne daß ihr wahrer Wert erkannt wird."

„Sorgen Sie sich nicht, Don Jeronimo. Was in meinen Kräften steht, wird geschehen."

Damit verbarg Don Manuel das alte Pergament und die Übersetzung in seinem Mantel und verabschiedete sich von Jeronimo.

Als Don Manuel wieder auf die Straße trat, fühlte er sich unsicherer als vorher. Wenn er jetzt in die Hände seiner Feinde fiel, mußten ihn die Schriftstücke, wenn man sie bei ihm fand, verraten. War er nicht doch leichtsinnig gewesen, sich so der Gefahr auszusetzen? Wie leicht konnte er entdeckt und wieder da hingebracht werden, woher er kürzlich mit Lebens-

gefahr entronnen war? Er fühlte aber auch den unwiderstehlichen Drang, seine Angelegenheiten vorwärts zu bringen. Vor allem wollte er lesen, was Don Jeronimo übersetzt hatte.

In ein Hotel zu gehen, um dort zu übernachten, wagte er nicht. Wo sollte er hin, in der großen Stadt? Nach dem Kloster zurückzukehren war es zu spät geworden. Er spürte Hunger und ging zunächst in ein kleines Gasthaus, den Elevador, wo er einige Eier mit Salat und Brot aß und ein Glas Wein trank.

Als er an einem der kleinen Tischchen saß, die auf offener Straße vor dem Gasthaus standen, fiel ihm das Gespräch ein, das er belauscht hatte, bevor er zu Don Jeronimo ging. Er kannte ja Don Abrahão nicht persönlich, aber es war doch daraus zu entnehmen, daß er ihn zu sehen und zu sprechen wünschte und ihn deshalb suchte. Wenn er zu Don Abrahão ging und mit ihm verhandelte? Don Abrahão war immer zuverlässig und verschwiegen gewesen, und Zaccadrilla hatte ihn als vertrauenswürdig gepriesen. Warum sollte er ihn nicht aufsuchen?

Don Manuel trank seinen Wein aus, bezahlte und ging fort, direkt nach der Rua de São José, die in der Nähe lag. Die Straße war öde und still. Der Laden Don Abrahãos war geschlossen. Don Manuel sah sich vorsichtig um, dann klopfte er. Es war spät geworden, aber er ließ sich's nicht verdrießen, zu warten und wieder zu klopfen. Vielleicht schlief Don Abrahão. Er klopfte ein drittes Mal, lauter und entschlossener.

„Wer ist draußen? Was ist los?"

„Seid Ihr es, Don Abrahão?" fragte Don Manuel leise, den Mund hart am Türspalt.

„Ja, ich bin's. Wer seid denn Ihr?"

„Ich grüße Euch von Zaccadrilla. Öffnet, Don Abrahão," flüsterte Manuel.

Da öffnete sich die Tür, und Don Abrahão stand, eine blakende Öllampe in der Hand, mit der anderen die Augen überschattend, vor Manuel.

„Ihr seid's?" fragte er zweifelnd und unsicher. „Ihr seid Don Manuel de Corveiro? Belügt Ihr mich nicht?"

„An was erkennt Ihr mich, Don Abrahão?" fragte Manuel und schlug den Mantel zurück.

„Ihr seid es. Tretet ein. An was ich Euch erkenne? Wenn man seit drei Wochen an nichts anderes denkt, Tag und Nacht mit Euch beschäftigt ist, im Wachen und im Schlafen, dann braucht man keine besonderen Kennzeichen mehr. Sagt, daß Ihr es seid."

„Ich bin es und werde es Euch gleich beweisen. Habt Ihr Zeit?"

„Zeit? So viel Ihr wollt, Don Manuel. Bitte, befehlt über mich. Womit kann ich dienen?"

„Schließt den Laden."

Don Abrahão, eilfertig und dienstbereit, schloß den Laden, führte seinen Besuch in das kleine Hinterstübchen und nötigte Don Manuel zum Sitzen.

„Zaccadrilla hat Euch wohl gesagt, Don Abrahão, daß es sich darum handelt, einiges zu verkaufen, das ich besitze?" begann Don Manuel.

„Sie hat mir alles gesagt, Herr de Corveiro, ich bin bereit ..."

Manuel lächelte.

„So weit sind wir noch nicht, Don Abrahão. Zuerst möchte ich Ihnen beweisen, daß ich mein Eigentum verkaufen will, und um was es sich handelt. Hier sehen Sie diese Dokumente. Das ist die arabische Urschrift. Ich habe

sie der Truhe entnommen, in der die Gegenstände, die hier angeführt sind, enthalten waren. Was Sie davon verkauft haben, wissen Sie, anderes ist auf dem Transport verloren gegangen, die Hauptsache aber ist noch in meinen Händen."

„Aber wo? Wo, Herr de Corveiro?" drängte Don Abrahão weiter.

„Nur Geduld. Hier ist die Übersetzung der Dokumente, und das erste, worum ich Sie ersuche, ist, daß Sie mir erlauben, ruhig und ungestört diese Blätter hier zu lesen. Sie können mit mir lesen, wenn Sie wollen, aber — in aller Ruhe! Wollen Sie mir das versprechen, Don Abrahão?"

„Sie haben zu befehlen, Herr de Corveiro. Bitte, machen Sie sich's bequem. Ich bin stumm. Kein Wort von mir wird Sie stören, bis Sie mich rufen."

Don Manuel setzte sich in den Lehnstuhl, faltete seine Papiere auseinander und begann zu lesen. Es war so still, daß man das leise Knistern des Papiers hörte. Er las:

„Ich, Mohammed Agnar, Ibn Zaffir, Ibn Benir, Scheich des Stammes der Kinder Benir, schreibe im Jahre 671 nach der Hedschra.

Mein Stamm steht vor einem großen Kampf. Allah allein kennt seinen Ausgang, aber Vorsicht gebietet, unsere Kostbarkeiten zu verbergen, damit sie nicht in die Hände der Ungläubigen fallen. Ich senke sie in die Erde, nahe dem Meer, in unseren festen Turm von Agnar. Niemand als Sittah und ich kennt den Ort. Siegen wir mit Hilfe Allahs, so werden wir nach unserer Rückkehr wieder Besitz ergreifen von dem, was uns gehört, gehen wir unter und fallen wir unter der Übermacht unserer Feinde, so mögen die Schätze in ihrem Grabe ruhen bis

in alle Ewigkeit. Aber Allahs Wille geschehe. Kommt jemals eine Zeit, daß wieder ein Menschenauge auf diese Schätze fällt, daß sie wieder heraustreten aus der Finsternis an das Licht der Sonne, so rufe ich dem Finder aus dem Grabe zu: Wer du auch seist, wenn du diese Schätze siehst, denke daran, daß du in einen Spiegel blickst, daß du das Bild deiner Seele siehst. Nahst du ihnen mit Habsucht und Begehrlichkeit und Genußsucht, so werden Haß und Verfolgung, Qual aller Art, Krankheit und Tod dein Los sein. Läßt du aber deine Sinne nicht durch gleisnerische Verführungskünste bestechen, sondern nahst du ihnen mit weiser Beherrschung deiner Sinne, so werden sie deine Diener sein. Die Menschen werden dich lieben und segnen, und du wirst ein Wohltäter sein für alle, die du liebst. Nur dem werden die Schätze gehören, der guten Gebrauch davon macht. Jeden andern werden sie verderben. So war es bisher, so wird es immer sein. Denn die Menschen ändern sich nicht.

Kampf und Streit, Blut und Verbrechen, alle menschlichen Leidenschaften hängen an den Kleinodien. Mit eigener Hand riß ich das Perlenhalsband vom Hals der Prinzessin Eudoxia, vom Altar weg raubten die Kinder Benir die Kelche und Monstranzen, während das Feuer die Häuser und Kirchen zerstörte. Noch gellt mir das Geschrei und Stöhnen der in der Sturmnacht von Cefalu Ermordeten in den Ohren, noch sehe ich die Ruinen der italischen Küstenstädte zum Himmel starren. Man nennt uns Seeräuber. Wir aber haben nie genommen, was Allah gehörte, wir waren seine Streiter und die Ungläubigen unsere Feinde. Sie sind es noch. Das Morgen wird entscheiden. Tod oder Allah sei unser Schlachtruf!

Wer du auch sein magst, der du mein Erbe antrittst, sei klüger, als ich war. Ich fürchte nicht den Tod, aber ich fürchte das Leben. Lerne du das Leben lieben."

Don Manuel legte das erste Blatt, nachdem er es gelesen, beiseite und betrachtete nachdenklich das alte Pergament. Es war das am besten erhaltene. Die anderen beiden fand er so zerstört, daß die Übersetzung Don Jeronimos unvollständig war. Das zweite Blatt enthielt noch ein Verzeichnis der meisten Stücke des Schatzes. So war erwähnt ein Kirchenschatz von der kleinasiatischen Küste, die Armspangen eines Schauspielers Crastes, der bei einem Überfall der Insel Lesbos ermordet worden war, zweihundert Goldmünzen aus der Zeit Konstantins des Großen, das Halsband der Prinzessin Eudoxia — offenbar der Schmuck, den Lord Eastburn gekauft, ferner eine lange Reihe von Schmuckstücken, die aus dem Kriegschatz eines Feldherrn stammen sollten, ein Diadem aus Gold mit einem großen Edelstein aus der Zeit Kaiser Justinians, wahrscheinlich von ihm selbst getragen, dann ein Teller aus getriebenem Gold aus gleicher Zeit. Vieles war unleserlich oder nur noch stückweise zu entziffern gewesen. Eine ganze Reihe von Gegenständen war unter dem Namen Taginas aufgeführt, andere unter dem der Kaiserin Theodora, der Gemahlin Justinians. Die Kinder Benir, die hier als Besitzer der Kostbarkeiten genannt waren, schienen der von Mohammed Agnar geführte Stamm zu sein und viel in der Welt, besonders in den Ländern des Mittelmeeres, geräubert zu haben, bis sie vermutlich in Portugal, dem damaligen Lusitanien, ihr Ende gefunden.

Das dritte Blatt enthielt eine Aufzählung von mehr als hundert arabischen Namen, vielleicht die der Stammesgenossen oder Eigentümer des Schatzes. Daß

von diesen nach mehr als siebenhundert Jahren Besitz-rechte geltend gemacht werden könnten, war unmöglich.

Durfte sich nun Manuel als rechtmäßigen Eigen-tümer des Schatzes betrachten? Gewiß, ebensogut wie jeder andere und mindestens so lange, als nicht ein anderer auftrat, der ein besseres Recht daran nachwies. Zunächst besaß er den Schatz, und dieser Besitz war ein Rechtstitel, der in der ganzen Welt und zu allen Zeiten galt.

Während Manuel sich mit solchen Gedanken be-schäftigte, um sein Gewissen zu beruhigen, versuchte Don Abrahão, auf den Zehen stehend, Don Manuel über die Schulter zu sehen, während er las, und es gelang ihm auch, das Verzeichnis zu überfliegen. Nur der Ort, wo alle diese Herrlichkeiten verborgen waren, blieb ihm un-bekannt. Und darauf allein kam es ihm an. Solange er nicht wußte, wo die Schätze sich befanden, waren sie nicht für ihn vorhanden, und er blieb immer auf den guten Willen Don Manuels angewiesen.

„Herr de Corveiro," begann er nach langem Schwei-gen, „darf ich eine Bitte wagen?"

Don Manuel sah ihn an.

„Sprechen Sie, Don Abrahão."

„Wollen Sie verkaufen, oder wollen Sie nicht ver-kaufen?"

„Das kommt darauf an, ob ich einen Käufer finde, der mir zusagt."

„Was stellen Sie für Ansprüche?"

„Er muß Gewähr dafür bieten, daß er weiß, was er kauft. Er muß Sachkenntnis und Verständnis dafür haben, damit ich sicher bin, daß die Dinge, nach ihrem Wert geschätzt, richtige Verwendung finden. Hier steht, Don Abrahão, was für ein gefährlicher Besitz der Schatz

ist. Der Käufer darf nicht die Leidenschaften der Menschen erwecken. Er muß reich sein, sehr reich, damit er nicht den Versuchungen unterliegt, die von dem Besitz ausgehen; ich fürchte, wir werden den Mann nicht finden."

„Ich habe ihn gefunden, Herr de Corveiro."

„Wer ist es?"

„Lord Eastburn, der Vater des Sir Francis."

„Ein Engländer?"

„Ja. Er erfüllt alle Bedingungen, die Sie von einem Käufer wünschen. Er ist Kenner, er ist reich. Er bietet die Gewähr, daß die Kobolde, die in dem Besitz schlafen, die bösen Geister, nicht geweckt werden. Erlauben Sie mir, Herr de Corveiro, den Kaufvertrag aufzusetzen, ich werde alle Bedingungen durchsetzen, Wiederverkauf, Verschleuderung oder Zersplitterung verhindern. Herr de Corveiro, Sie werden keinen Menschen finden, der diese Forderungen besser erfüllen kann als Lord Eastburn. Er stellt nur eine Bedingung. Er will zuerst sehen, was er kaufen soll."

Sie schwiegen beide. Dann begann Don Abrahão: „Sie müßten sich entschließen, den Schatz zu zeigen, Herr de Corveiro."

Als Manuel zögerte, sagte Don Abrahão: „Sie müssen sich dazu entschließen."

„Und wenn das eine Falle ist, um mir mein Geheimnis abzulocken? Ich kenne Sir Francis. Er ist treulos ..."

„Lassen Sie uns offen und ehrlich verhandeln. Ich nehme Sir Francis nicht in Schutz, in Geschäften hat er sich aber zuverlässig gezeigt; sein Vater ist, was wir brauchen. Ich war bei ihm auf seinem Schiff ..."

„Auf seinem Schiff?"

„Ja, auf seiner Privatjacht, die auf dem Fluß liegt. Er trug mir auf, Sie zu suchen. Ich habe mich leider vergebens bemüht, bis in dieser Nacht das Glück zu mir ins Haus kam. Ich soll Ihnen sagen, daß er Ihnen ein Asyl auf seinem Schiff bietet, Sie vor Ihren Feinden und Verfolgern schützen will. Sie sollen freie Hand behalten über Ihre Entschlüsse. Nur sehen will er, was er kauft."

„Das ist eine Falle."

„Lord Eastburn ist Sammler, Kenner und Liebhaber. Er ist kein unehrenhafter Mann."

„Woher wollen Sie das wissen? Sein Sohn hat schlecht an mir gehandelt. Soll ich dem Vater trauen?"

„Ich würde es tun. Ich habe mit ihm gesprochen, und ich würde es tun."

„Ich wage es nicht."

„Sie wollen nicht zu ihm gehen?"

„Nein!"

Don Abrahão war am Verzweifeln. Wenn der Kaufpreis für den Schatz auf nur hunderttausend Pfund Sterling festgesetzt wurde, kamen auf sein Teil zehntausend Pfund. Davon wieder zehn Prozent für Senni, blieben noch neuntausend Pfund; genug, um ein Gut bei Azualfanache zu kaufen, um das Don Abrahão schon seit zwei Jahren handelte, und auf dem er — fern den Geschäften — seine Tage beschließen wollte. Und ein Wort machte das zunichte.

„Herr de Corveiro," begann er bittend und drängend, „geben Sie mir Auftrag, den Kaufkontrakt mit Lord Eastburn aufzusetzen. Ich werde jeden Ihrer Wünsche durchsetzen. Bedenken Sie die Feindseligkeiten, die Ihnen drohen, die Kämpfe, die Sie durchmachen müßten. Haben Sie keine Hoffnungen für das Leben? Er-

warten Sie kein Glück? Ruhe und Frieden der Zukunft, lockt Sie das nicht? Jetzt sind Sie ein gehetzter Mensch, bedenken Sie, was es heißt, in Sicherheit zu leben. Ihre Mutter wird ein sorgloses Alter haben. Sie, Herr de Corveiro, Sie stehen vor einem schweren Entschluß. Versäumen Sie das Rechte nicht."

Don Manuel schaute finster in das Licht. Pläne tauchten vor ihm auf. Seine Mutter erschien in ihrer Dürftigkeit, in ihren Sorgen vor ihm. Esmeralda, ja, das war der echte Schatz von Paradelha. Ihr Bild stieg in seinem Liebreiz vor ihm auf. Manuel war doch noch jung und hoffnungsfreudig.

„Sagen Sie ihm, befahl mir Lord Eastburn," fuhr Don Abrahão fort, „es würde mir eine Ehre und eine Freude sein, wenn er mein Gast sein wollte auf meinem Schiff. Er braucht nur zu befehlen, und wir fahren den Fluß hinunter ins freie Meer, nach England, in die Freiheit, wohin er will, und er soll nicht in seinen Rechten gekränkt oder gehindert sein. Sagen Sie ihm, er sei hier unter Gentlemen, die ihr Ehrenwort dafür einsetzen, daß ihm nicht das geringste Unrecht widerfahren soll. Herr de Corveiro! Stoßen Sie Ihr Glück nicht zurück."

„Wer sagt mir, nach allem, was ich unter Menschen erlebt habe, Don Abrahão, daß ich auf dem Schiff Eastburns nicht zurückgehalten werde, wenn ihm meine Forderungen nicht annehmbar erscheinen?" fragte Manuel nach langer Pause.

Don Abrahào gab Manuel feierlich die Hand darauf.

„Gut," erwiderte Don Manuel, „dann will ich mit Lord Eastburn reden. Bringen Sie mich zu ihm."

Don Abrahão küßte Manuel die Hand, setzte seinen Hut auf und suchte seinen Mantel.

„Sofort, Herr de Corveiro, sofort," rief er mehrere

Male und fuhr in seinem kleinen Laden hin und her, als ob er selbst nicht wüßte, was er suchte.

Draußen war es noch dunkel. Die Nächte waren jetzt lang, und es wurde spät hell. Vorsichtig öffnete Don Abrahão den Laden, schaute sich um, und endlich trat er mit Manuel hinaus. Keine Seele war ringsumher zu sehen, aber Manuel fühlte wieder, wie ihn die Unsicherheit befiel, eine bange Ahnung, als ob ihm ein Unglück bevorstünde, das seine Schatten vorauswarf. Schon einmal hatte der Sohn des Mannes, zu dem er jetzt gehen wollte, in sein Leben eingegriffen, jäh, rauh und gewaltsam. Aber danach geschah es zu seinem Heil. Sir Francis hatte ihn von Eslava befreit. Was nun geschehen würde, war unklar und ungewiß. Manuel ward den Gedanken nicht los, daß er wieder ein Opfer seiner Vertrauensseligkeit werden könnte, wie schon so oft.

„Sagen Sie, wenn Lord Eastburn zu sehen verlangt, was er kaufen soll ...“ fragte Don Abrahão im Gehen leise.

„So wird er sich gedulden müssen,“ erwiderte Manuel.

„Sie wollen es ihm nicht zeigen?“

„Es bleibt vorläufig, wo es ist.“

Don Abrahão schien schwer enttäuscht. Wie sollte ein Geschäft gemacht werden können, wenn der Schatz nicht zur Stelle geschafft wurde? Aber diesmal nutzten seine schönsten Redensarten nichts mehr. Manuel blieb fest und wahrte sein Geheimnis. Er wollte erst sehen, mit wem er es zu tun hatte. Er war der einzige, dem das Geheimnis bekannt war, und diesen Vorteil wollte er sich bewahren. Soviel hatte ihm die alte Zaccadrilla doch trotz seiner Vertrauensseligkeit beigebracht, daß ihm niemand nehmen konnte, was nicht da war, was man nicht aufzufinden wußte.

Nach wenigen Minuten kamen sie am Hafen an. Hier war schon mehr Leben als in der Stadt, wenn auch die meisten Schiffe noch still lagen. Finster war es auf dem Wasser, nur da und dort blinkten schwach die Signallampen an den Schiffsmasten. Leise gurgelnd wälzte der Strom seine Wellen dem Meere zu. Gegenüber, am anderen Ufer des Flusses, erschienen die Häuser von Barreiro in dunkeln Umrissen. Manuel kannte die Gegend und ihre Umgebung genau. Hier war es gewesen, wo er, in dunkler Nacht, mit seinem Schatz angekommen war und ihn in sein Versteck gebracht hatte.

Was würde nun geschehen? Würde er auf demselben Weg die Stadt wieder verlassen? Er dachte daran, welche Sorge, Angst und Qualen er seitdem ausgestanden wegen dieser toten Dinge, die eine so höllische Kraft über die Menschen besaßen. Wie ruhig, zufrieden und glücklich hätte er sein können, wenn er nichts davon gesehen hätte.

Nach langem Suchen fanden sie einen Bootsmann, der sie gegen eine ziemliche Summe nach der Jacht Lord Eastburns überführen wollte. Don Abrahão schrie Ach und Weh über die unverschämte Prellerei, aber der Bootsmann blieb hart und ließ sich sogar vorausbezahlen.

„Die Jacht liegt weit draußen," entschuldigte er sich, „ich habe eine halbe Stunde bis dahin zu fahren."

Nach fünf Minuten waren sie da. Es gab wieder eine Zänkerei. Die Wache der Jacht kam heran und bat um Ruhe, da Lord Eastburn noch schlafe.

„Sagen Sie, wir kämen in wichtiger Sache und müßten ihn sofort sprechen," rief Don Abrahão und nannte seinen Namen.

Nach einigen Minuten wurde das Fallreep heruntergelassen, und Don Abrahão stieg mit seinem Begleiter

hinauf auf das hochbordige Schiff. Da Don Manuel kein Wort Englisch verstand, übernahm Don Abrahão hier die Führung und brachte ihn zunächst in den Salon der Jacht, der von einer elektrischen Tischlampe erleuchtet war. Wie bequem und wohnlich war es hier! Don Manuel sah sich um. Überall Teppiche, die den Tritt dämpften, weiche bequeme Sessel, ein Piano, Bilder hingen an den Wänden. Wie schön mußte es sein, auf einer solchen Jacht die Welt zu durchstreifen, hierher und dorthin zu fahren, nach Wunsch und Neigung. Sinnend stand Don Manuel still. Wie verschieden sind die Menschenschicksale auf der Welt, wie nahe zusammen wohnen Glück und Unglück, Reichtum und Armut, Sorge und Übermut! War das nun das Glück, was er da sah? Mußte er danach greifen? Oder war es nur eine neue Versuchung des Mammons?

Dann trat Lord Eastburn mit Don Abrahão ein.

„Das ist er?" fragte der Lord, auf Manuel zugehend. „Er spricht nicht Englisch? Sagen Sie ihm, daß ich erfreut bin, ihn hier zu sehen. Mein Schiff steht zu seiner Verfügung. Er braucht nur seine Wünsche auszusprechen. Den Strom hinauf oder hinunter, ins freie Meer, nach England oder Paradelha, oder wohin er will."

Während Don Abrahão wortgetreu wiederholte, was Lord Eastburn sagte, machte Don Manuel eine gemessene Verbeugung, nur als Paradelha erwähnt wurde, blitzte es in seinen Augen flüchtig auf. Was würde geschehen, wenn er mit der Jacht am Strand von Paradelha erschien? Würden die Leute den Verstand verlieren, Purzelbäume schlagen und ihn auf den Händen zu seiner Mutter tragen?

Dann verständigte Don Abrahão Eastburn über die

Lage, legte ihm die alten Dokumente samt der Übersetzung vor, verhehlte aber auch das Mißtrauen Don Manuels nicht, der nicht geneigt sei, den Schatz an Bord der Jacht zu bringen.

„Ich finde das vernünftig," erwiderte Lord Eastburn, „und schätze ihn darum. Einstweilen kann ich ja die Verzeichnisse durchsehen. Erst dann werden wir weiter reden. Ruhen Sie sich aus, essen Sie, trinken Sie. Wir haben Zeit und brauchen nichts zu überstürzen. Inzwischen wird Don Manuel Vertrauen fassen. Nur eins will ich betonen, die Rechtslage muß aufgeklärt werden; auf diese Weise wird Don Manuel als unbescholtener Mann dastehen. Mein Sohn sprach mir davon und sagte, daß das nicht schwer halten dürfte, ja, daß man sogar froh sein würde, wenn ein solcher Antrag einliefe, um den Fall aus der Welt schaffen zu können. Don Manuel muß sich einen tüchtigen Anwalt nehmen, der das besorgt, und der vielleicht auch die Auseinandersetzung mit seinen Konkurrenten unternimmt. Wenn ich klar unterrichtet bin, kann er mit billigen Mitteln gute Vergleiche erzielen. Es handelt sich nur darum, daß alles in das rechte Fahrwasser kommt, und das sollten Sie besorgen, Don Abrahão. Dann werden auch unsere Geschäfte zum guten Abschluß kommen."

Don Abrahão erklärte sich zu jedem Dienst bereit. Dann wandte er sich an Don Manuel, der ihn an den Rechtsanwalt Vicente Brusi wies.

„Ich gebe Ihnen hier zweihundert Duro, Don Abrahão, als Vorschuß für Don Vicente. Bitten Sie ihn, sich meiner bestens anzunehmen und mir auch wegen des Vergleiches mit Graf Morales und den Leuten von Paradelha Vorschläge zu machen. Ich bin entschlossen, die Mittel, die mir ein Zufall in die Hand gespielt hat,

freigebig zur Linderung der Not und Wohlfahrt meiner Freunde zu verwenden."

„Gottes Segen über Euer Gnaden, Herr de Corveiro," antwortete Don Abrahão und küßte die Banknoten, die ihm Don Manuel gab, „ich werde das Meine tun, damit sich alles zum besten wende."

Einige Minuten später verließ Don Abrahão die Jacht. Der Morgen dämmerte, als er über das Hafenwasser fuhr. Don Manuel, der auf dem Schiff zurückblieb, winkte ihm noch von ferne zu, und erst als er mit seinem Boot außer Sicht war, nahm er ein Frühstück, das ihm Lord Eastburn vorsetzen ließ.

Nachdenklich sah er dabei über das Leben und Treiben des Hafens, das mit dem erwachenden Tag immer lebhafter wurde, und er dachte daran, daß es Lord Eastburn ehrlich mit ihm meine. Die Anregung, die er ihm gegeben, um seine Rechtsverhältnisse zu ordnen, fand er klug und richtig.

Manuel hatte sich seit seiner Aufnahme an Bord der Jacht über nichts zu beklagen. Sein Mißtrauen hätte wie Undank ausgesehen. Die Prozesse um den Schatz sollten beseitigt werden. Es wäre doch zu tragikomisch gewesen, wenn die Juristen von Lissabon gerade in dem Augenblick ihre hitzigen Streitigkeiten über den Schatz zum besten gegeben hätten, als dieser auf einem englischen Schiff den Tajo hinuntergeführt wurde.

Immer mehr und mehr redete sich Don Manuel ein, daß alles ein gutes Ende für ihn nehmen würde und ein ehrlicher Handel mit dem alten Lord Eastburn zustande kommen könne, als er gegen Mittag Sir Francis bemerkte, der eben auf der Jacht ankam, um seinen Vater zu besuchen. Sofort schlug bei Don Manuel der Wind um. Wie — fragte er sich — wenn das alles doch nur

Lockmittel gewesen sein sollten, um ihn willfährig zu machen? Vorsicht! Dreimal Vorsicht!

Die zweihundert Duro, die Don Manuel dem Rechtsanwalt Don Vicente Brusi gesandt hatte, wirkten stark auf dessen Beredsamkeit. Zunächst äußerte er sich bei den maßgebenden Stellen über die offenbaren Ungerechtigkeiten, die Don Manuel durch die lange quälerische Haft erlitten, und rückte bei den Behörden alles in das rechte Licht, was den Erfolg hatte, daß schon nach drei Tagen der Prozeß gegen ihn seitens des Ministeriums niedergeschlagen wurde und Manuel seine volle Bewegungsfreiheit zurückerhielt. In den Kreisen, die davon zunächst berührt wurden, wurde man stutzig. Die Untersuchungen, die Herr de Lama für gut befunden, fanden bitterböse Kritik, und de Lama kam schlecht dabei weg. Mister Giles von der englischen Botschaft nahm auf höhere Weisung Don Manuel öffentlich in den Zeitungen in Schutz, sprach von seiner Rechtlichkeit und Redlichkeit, von seinem Gemeinsinn, seiner Mildtätigkeit, erzählte, daß er dem Franziskanerkloster „zum allerheiligsten Herzen Jesu" ein vorläufiges Geschenk von tausend Duro gemacht habe, dem größere Zuwendungen folgen sollten. Auch von einem Krankenhaus erzählte Mister Giles, das auf Kosten des Herrn de Corveiro gebaut werden sollte. Der Marquez Bentizaso schwamm über die neue Wendung der Dinge in Wonne und wirbelte in der ganzen Stadt umher, um alles Erdenkliche über die Vortrefflichkeit des Herrn de Corveiro zu erzählen. So wußte er angeblich ganz bestimmt, daß sein Freund Manuel den Palazzo Alkasar bei Paradelha ankaufen wolle, um sich daselbst mit seiner jungen Frau anzusiedeln, was eine Wohltat für die

ganze Gegend sei. Graf Morales wurde bei dieser Nachricht blaß und rot und fragte den Marquez, woher er das wisse. Don Julio machte eine geheimnisvolle Miene und versicherte, daß er es aus allerbester Quelle erfahren habe. In Wirklichkeit hatte sich Bentizaso diese Neuigkeit aus seinen Fingern gesogen, unbekümmert um die Folgen solcher Redereien, die sich denn auch bald als unwahr herausstellten.

Graf Morales brachte die Nachricht seiner Gemahlin, der Gräfin Manzaneda, die ja immer eine Freundin Don Manuels gewesen war.

„Oh, mein Schicksal," jammerte Dona Manzaneda, „warum mußte ich den ungeschicktesten unter allen Menschen heiraten?"

„Frau Gräfin, ich bitte sehr ..." warf ihr Gemahl verblüfft ein.

„Habe ich nicht recht? Wenn Sie das nicht wären, so hätten Sie schon längst Herrn de Corveiro auf eine solche Möglichkeit hingelenkt, wir wären dann nie in eine solch fürchterliche Lage gekommen. Aber Sie, Herr Graf, sehen nicht weiter, als Ihre Nase reicht. Warum suchen Sie Herrn de Corveiro nicht auf und sprechen mit ihm?"

„Ich weiß nicht, wo er steckt. Ich habe Don Vicente himmelhoch gebeten, mir eine Unterredung mit ihm zu ermöglichen — vergebens."

„Natürlich. Bei Ihnen ist alles vergebens. Oh, ich unglückliche Frau! Wir werden noch der Stadt zur Last fallen, und unsere Gläubiger werden uns nicht soviel lassen, daß wir auf die Straße gehen können. Und warum? Weil Sie nichts gelernt haben und nichts richtig zu machen wissen. Oh, ich Ärmste! Was soll aus mir noch werden?"

Graf Morales kannte das Lied schon. Er hörte es seit Monaten alle Tage. Vorwürfe, Tränen und Schluchzen, Not und Angst einer verzweifelnden Frau — das hält kein Mann aus. Graf Morales nahm seinen Hut und lief fort. Nach langem Suchen traf er den Marquez Julio Bentizaso, wo er ihn am allerwenigsten erwartet hätte, in seinem Bureau im auswärtigen Ministerium.

„Mein lieber Marquez," sagte er zu ihm. „Es ist also doch richtig. Herr de Corveiro wird den Alkasar kaufen."

Verblüfft sah ihn Bentizaso an. War seine Erfindung so rasch herumgeredet worden?

„Ich gratuliere, Herr Graf, ich gratuliere herzlich," sagte er dann.

„Danke. Es ist nur noch eine Kleinigkeit zu ordnen, und dabei dachte ich an Ihre Gefälligkeit, Herr Marquez. Sie verdienen doch auch gern ein paar tausend Duro."

Bentizaso spitzte die Ohren. Er saß wieder einmal völlig auf dem trockenen.

„Sie meinen, Herr Graf ...?"

„Es handelt sich um den Preis, mein lieber Bentizaso, unter Gentlemen eine Kleinigkeit, aber sie muß doch geregelt werden. Ich verlange hunderttausend Duro. Wenn Herr de Corveiro das bewilligt, woran ich keinen Augenblick zweifle, gebe ich Ihnen fünftausend davon. Einverstanden? Sie haben weiter nichts zu tun, als Herrn de Corveiro davon zu unterrichten und sein Einverständnis einzuholen."

„Sagen Sie, wo ist er denn?"

„Aber, lieber Freund, tun Sie doch nicht so, als ob Sie das nicht wüßten. Wer soll Ihnen denn gesagt haben, daß er den Alkasar zu kaufen gedenkt, wenn nicht er selber?"

Der Marquez sah einen Augenblick nachdenklich auf seine Stiefeln. Fünftausend Duro! Das klang wie Sphärenmusik; nur noch ein bißchen weit entfernt. Sein Freund Don Vicente mußte in diesem Falle rettend eingreifen, entweder, daß er ihm zu einer Besprechung mit Herrn de Corveiro verhalf, oder daß er selbst den Handel in dessen Namen abschloß.

„Gut, Herr Graf," sagte Bentizaso endlich, „ich werde mein möglichstes tun. Sofort. Jetzt gleich. Nur bitte ich mir etwas Schriftliches darüber aus, wie das so üblich ist."

„Selbstverständlich. Haben Sie Papier und Feder zur Hand? Diktieren Sie. Ich schreibe. Unter uns ist doch so etwas rasch gemacht."

Es war auch bald geschehen, und zwar zu beider Zufriedenheit. Die Zahlen auf dem Papierbogen nahmen sich so wichtig und überzeugend aus, daß sowohl Bentizaso wie Morales dachten, die geschriebenen Summen schon in der Tasche zu haben. Es fehlte ja doch nur eine Kleinigkeit, jemand, der bezahlte. Daß der Alkasar, wenn man von einem Liebhaberpreis absah, vielleicht nur die Hälfte oder gar nur den dritten Teil wert war, kümmerte beide nicht. Sie wußten es vielleicht nicht einmal und rechneten lediglich damit, daß es Manuel auch nicht wußte. Graf Morales dachte vorläufig nur daran, sich wieder für einige Zeit mit dem Gelde flott zu machen, und Bentizaso freute sich über seine schimmernde Luftblase, die so schön in der Sonne leuchtete und stieg. Er machte sich sofort auf den Weg zu dem Rechtsanwalt Brusi, aber dabei wäre die Luftblase beinahe geplatzt. Don Vicente erklärte auf die Auseinandersetzungen Bentizasos, daß er keinen Auftrag habe, sich in solche Verhandlungen einzulassen. Der Marquez war wie aus den Wolken gefallen.

„Aber lieber Freund, aber lieber Freund!“ rief er einmal übers andere aus.

„Herr Marquez,“ erklärte der Rechtsanwalt bestimmt, „alles, was ich in dieser Angelegenheit tun kann, ist, daß ich Herrn de Corveiro davon unterrichte. Aber ich glaube kaum, daß er darauf eingeht, solange Graf Morales gegen ihn prozessiert. Wenn Graf Morales erklärt, den Prozeß einzustellen, wäre eher anzunehmen, daß Herr de Corveiro das Angebot berücksichtigt. Besorgen Sie mir die Erklärung. Dann werden wir weiter reden.“

„Sie werden sie noch heute erhalten, Don Vicente.“

„Gut. Dann wird sich weiter darüber reden lassen.“

„Und Sie wollen mir nicht sagen, wo ich Herrn de Corveiro selbst sprechen kann? Mißverstehen Sie mich nicht, Don Vicente, ich will ihn nicht — — nicht mit Geschäften behelligen, ich will ihm nur in alter Herzlichkeit und Liebe die Freundeshand drücken. Es drängt mich, ihm meine Freude auszusprechen über die günstige Wendung seiner Lage. Es drängt mich, ihm ...“

„Es ist ganz unmöglich, Herr Marquez. Ich habe dazu keinen Auftrag, und es wäre mir auch unmöglich, Ihnen zu sagen, wo sich Herr de Corveiro aufhält. Ich weiß es selbst nicht.“

Die Praxis des Rechtsanwalts Brusi hatte sich in letzter Zeit ziemlich stark erweitert, so daß seine Zeit knapp wurde. Schon während er sich in dieser Weise mit Bentizaso unterhielt, hörte er in seinem Vorzimmer ungeduldige Worte eines anderen Klienten, dem das Warten zu lange dauerte.

„Warten? Warten?“ klang es ziemlich polternd herein, „ich warte nun seit drei Monaten und kann nicht in mein eigenes Haus. Alle Sporteln und Spesen sind

bezahlt, hier sind die Quittungen. Und die Gerichtssiegel liegen noch immer an meinen Türen. Saumseligkeit. Schlechte Wirtschaft. Ich bin der Pferdehändler Zuigno aus Huelva. Hier sind meine Papiere. Wo ist der Advokat?"

Don Vicente wollte den Mann nicht länger warten lassen, und als Marquez Bentizaso wieder begann, in tiefsinnige Betrachtung seiner Stiefel zu versinken, reichte er ihm höflich die Hand und führte ihn zur Türe hinaus.

Im selben Augenblick trat der Kapitän Zuigno ein. Er war ein breitschultriger, kräftiger Mann mit wettergebräunten, scharfgeschnittenen Zügen, langem blauschwarzen Haar und klugen, lauernden Augen. Er trug ein weitärmeliges Hemd mit rot und blauer Stickerei an Ärmeln und Kragen, eine gelblederne, bestickte Hose und hohe Stulpenstiefeln.

Er sah sich aufmerksam im Zimmer um und betrachtete Don Vicente genau.

„Sind Sie der Rechtsanwalt Brusi?" fragte er vorsichtig.

„Jawohl. Bitte setzen Sie sich, Kapitän. Können Sie Geschriebenes lesen?"

„Zeigen Sie, Herr Rechtsanwalt. Es ist mir gesagt worden, Sie würden mir seine Unterschrift vorlegen."

Don Vicente suchte unter seinen Papieren einen Brief heraus und zeigte ihn dem Pferdehändler.

„Mo — — r — en — o" buchstabierte er mühsam. „Es ist gut."

„Sie dürfen mir rückhaltlos trauen. Es ist mir mitgeteilt worden, daß ich von Ihnen gewisse Nachrichten erhalten solle, wann und wie die bewußte Operation vor sich gehen soll."

„Ja. Heute nacht, Herr Rechtsanwalt."

„Heute nacht!“ wiederholte Don Vicente überrascht. „Ist das richtig? Don Abrahão sagte mir noch gestern, daß noch lange nicht daran zu denken sei.“

„Das war gestern. Heute aber ist das anders.“

„Sie haben mit ihm selbst gesprochen?“

„Jetzt eben. Er hat sich entschlossen, ein Ende zu machen.“

Dann neigte sich Kapitän Zuigno näher zu dem Rechtsanwalt und flüsterte ihm leise einige Worte zu, die nur Don Vicente hören sollte. Die Türen zum Bureau des Rechtsanwalts schlossen nicht besonders dicht, wie der Kapitän bei seinem Aufenthalt im Vorzimmer bemerkt hatte.

„Esmeralda?“ fragte Don Vicente unsicher, als ob er im Zweifel gewesen wäre.

„Bst, bssst,“ machte der Kapitän rasch und sah sich vorsichtig um. „Das ist alles, was ich Ihnen jetzt mitteilen darf, Herr Rechtsanwalt. Sie wissen, Gefühl geht über den Verstand. Da ist nichts zu machen. Er will es so. Also richten wir uns danach. Halten Sie sich noch heute nacht bereit. Ich hole Sie etwa zwischen ein und zwei Uhr ab.“

„Ich werde bereit sein, Kapitän, und erwarte Sie. Wohin geht die Reise?“

„Weiß es nicht. Nur ihm ist es bekannt. Halten Sie sich bereit; ich komme pünktlich. Adeos.“

Kapitän Zuigno erhob sich und wollte gehen, kehrte aber noch einmal um, als ob er etwas vergessen habe.

„Die Zettel, Herr Rechtsanwalt?“ fragte er halblaut.

„Hier sind sie. Sie können übrigens ohne weiteres die Siegel abreißen, wenn Sie in Ihrem Hause etwa schlafen wollen. Es kräht kein Hahn danach.“

Der Kapitän nickte nur und ging dann fort.

Auch Don Vicente packte seine Akten in eine große Mappe, nahm sie unter den Arm und verließ sein Bureau, um zunächst nach dem Justizpalast zu gehen.

Als er das Gebäude wieder verlassen wollte, traf er auf der Treppe mit seinem Kollegen, Don João Allermo, zusammen. Allermo war der Vertreter der Gemeinde Paradelha in dem Prozeß wegen des Turmes von Paradelha.

„Ah, mein lieber Don João," begrüßte ihn Don Vicente freundschaftlich, „wie sich das gut trifft. Eben wollte ich Sie besuchen."

„Freut mich, freut mich, Herr Kollege. In was kann ich Ihnen dienen?"

„Unsere Gegnerschaft in Sachen Paradelhas hat also ein Ende?"

„Davon weiß ich nichts, Don Vicente. Im Gegenteil. Ich habe noch in voriger Woche ..."

„Ja, in voriger Woche, mein lieber Don João. Das ist so gut, als ob Sie vom vorigen Jahrhundert sprächen. Ich habe heute morgen die ganz bestimmte Nachricht erhalten, daß die Geschichte aus ist. Man hat sich mit meinem Klienten Manuel Moreno oder Manuel de Corveiro ausgesöhnt, und da sich der Prozeß doch eigentlich gegen ihn richtete, ist damit alles zu Ende."

„Ich weiß davon nichts, Don Vicente. Mein Mandat lautet auf Fortführung des Prozesses."

„Haben Sie Vorschuß, Herr Kollege?" fragte Don Vicente vertraulich.

„Nein, aber ..."

„Lassen Sie sich auf nichts ein. Wo soll denn die arme Fischergemeinde das Geld für einen solchen Prozeß hernehmen? Außerdem — ich will ja nichts über die

verschiedenen Chancen sagen, aber es ist doch eine recht aussichtslose Geschichte, lieber Kollege."

„Sie meinen ...?"

„Unter uns," flüsterte Don Vicente leise, „sehen Sie sich den Fall genau an, sprechen Sie mit Ihren Auftraggebern, und Sie werden sich überzeugen, daß es ihnen gar nicht einfällt, Geld für den Prozeß auszugeben. Mein Klient hat ihnen versprochen, ein Schulhaus und ein Krankenhaus zu bauen. Gegen einen solchen Mann prozessiert man doch nicht. Sie werden ihn im Gegenteil auf den Händen tragen, wenn er sich einmal wieder bei ihnen sehen lassen wird."

„Aber meine Forderung beträgt jetzt schon ..."

„Ruhig Blut, mein lieber Don João. Schicken Sie mir Ihre Rechnung. Ich habe Auftrag, sie zu bezahlen, wenn ich sie innerhalb dreier Tage erhalte."

Der andere nahm den Hut ab, wischte sich den Schweiß von der Stirn und seufzte erleichtert auf.

„Sie sind mein Freund, Don Vicente," sagte er, ihm die Hand reichend. „Morgen bringe ich Ihnen die Rechnung."

„Und machen Schluß?"

„Und mache Schluß!"

Damit trennten sich die beiden Freunde und freuten sich über den Sieg der Gerechtigkeit.

Im Laufe des Tages verschlechterte sich das Wetter, und während der ersten Nachtstunden setzte ein heftiger Westwind mit strömendem Regen ein, der auf den Straßen der Stadt sehr rasch und gründlich aufräumte. Die wenigen Fußgänger flüchteten in die nächsten Häuser, der Wind fuhr stoßweise durch die Straßen, riß da und dort die Markisen herunter, klapperte mit den Fensterläden und stürzte die Blumenstöcke auf das

Pflaster. Ein wahres Hundewetter. Unten im Hafen, wo die Schiffe lagen, tobte der Sturm noch heftiger; er warf große Wassermassen gegen die Kaimauern, die Bootsleute mußten ihre Barken aufs Land ziehen, damit sie nicht aneinandergestoßen wurden und zerschellten, die Schiffe krachten in allen Fugen, und die Besatzungen, soweit sie nicht der Dienst auf Deck hielt, krochen in ihre Kabinen, wo sie auf das Heulen und Fauchen des Sturmes lauschten, wenn er durch die Masten fuhr.

Don Vicente hatte sich auf das Sofa ausgestreckt und horchte auf das Getöse in den Straßen. Das Wasser rieselte an den Häusern herunter und die Straßen entlang, bildete hier und da große und kleine Pfützen und schoß rauschend in die Schleusenlöcher.

Und bei einem solchen Wetter sollte er ausgehen und die Nacht womöglich am Hafen oder unter den Schiffern verbringen? Nichts ist dem Südländer so verhaßt wie Regen und schlechtes Wetter. Die Lackschuhe, die Strohhüte, die hohen Hemdkragen und Krawatten, die gebügelte Hose und die seidenen Strümpfe — was sollte aus all den Herrlichkeiten werden, bei solchem Wetter? Man wird sich die Sache hoffentlich nochmals überlegen, dachte Don Vicente, und sie auf einen besseren Tag verschieben. Er blieb ruhig auf seinem Sofa liegen, rauchte eine Zigarette nach der anderen, lauschte aber doch aufmerksam hinaus auf die Straße, auf jedes Geräusch, das sich hören ließ. Wenn der Wind an den Läden rüttelte oder um die Schornsteine pfiff, der Regen rauschte oder ein Wagen durch die Straße rasselte, horchte er gespannt, ob nicht doch jemand an seiner Tür pochte und Einlaß begehrte. „Ich bin pünktlich," hatte ihm Kapitän Zuigno versichert, aber es schlug Mitternacht, ein Uhr, einundeinhalb, und niemand ließ

sich hören. Vielleicht kam Zuigno doch nicht mehr; Don Vicente dachte schon daran, sich auszukleiden und zu Bett zu legen, als er plötzlich ein lautes, derbes Pochen an der Tür vernahm. Schnell sprang er auf und lief hinaus, um zu öffnen.

Es war Zuigno, der, in einen weiten Mantel gewickelt, den Filzhut tief in die Stirn gedrückt, mit hohen Schaftstiefeln durch die kleinen und großen Rinnsale der Straße patschte.

„Seid Ihr fertig, Herr Rechtsanwalt?" fragte er, als ob es sich um die natürlichste Sache von der Welt handle.

„Tretet einen Augenblick ein, Kapitän. Ich folge Euch sofort. Habt Ihr keinen Wagen?"

„Wozu?"

„Bei dem Wetter wäre ein Wagen angenehm."

„Ein Kutscher ist aber bei unserem Vorhaben überflüssig. Eilt Euch. Wir dürfen nicht warten lassen."

„Ja, was hatte man denn vor?" fragte sich Don Vicente. Er wußte von nichts. Man wünschte ihn als Zeugen und juristischen Beirat; mehr war ihm nicht bekannt.

„Wohin gehen wir?" fragte Don Vicente, als sie auf die Straße traten.

„Ihr werdet es sehen," antwortete der Kapitän und stapfte die Straße entlang.

Es war ein ziemlich weiter Weg, den sie im strömenden Regen zurücklegten. Endlich querten sie die Praça de Commercio und bogen gleich darauf in die Rua de São Paulo ein. Hier stand ein Wagen, mit zwei Pferden bespannt, keine gewöhnliche Droschke, sondern ein großer, bequemer Herrschaftswagen. Auf dem Bock saß ein Kutscher mit einem Gummimantel. Der Wagen war leer.

„Wir müssen uns eilen. Man wartet auf uns," sagte Zuigno und lief eilig vorwärts.

„Wer wartet auf uns?"

„Sie werden es sehen."

Don Vicente war begierig, zu erfahren, was er in der öden Gasse und in der anrüchigen Gegend sollte. Er war noch nie hierher gekommen. Was hätte er auch in solchen Spelunken zu suchen gehabt? Die Geheimnistuerei des Pferdehändlers erschien ihm verrückt. Schließlich blieb der Kapitän vor einem baufälligen Hause stehen, klopfte vorsichtig an der Tür, sprach einige Worte mit einem im Hause Stehenden, worauf sich die Tür öffnete und die beiden eintraten.

„Sie sind da," sagte jemand halblaut, und Don Vicente konnte bei der schwachen, flackernden Beleuchtung im Hause einige Männer unterscheiden, von denen er aber nur einen kannte, und das war Don Manuel Moreno.

„Kommen Sie, Don Vicente," sagte Don Manuel offensichtlich erregt. „Dort ist Don Abrahão. Er wird Ihnen den Kaufkontrakt zur Prüfung vorlegen. Sehen Sie zu, ob alles in Ordnung ist und dem Gesetz entspricht. Hier sind die Käufer, Lord Eastburn und sein Sohn, Sir Francis. Sie haben keine Waffen bei sich?"

„Gott soll mich bewahren, wozu denn?"

„Ich frage nur, damit sich Lord Eastburn nicht vor einem gewaltsamen Überfall fürchtet. Man muß an alles denken, wo es sich um so große Werte handelt. Hier ist der Kontrakt. Don Abrahão, Sie bleiben hier bei Don Vicente. Wenn alles in Ordnung ist, rufen Sie uns. Wir übrigen gehen dort hinein."

„In die Küche?" fragte Sir Francis.

„In die Küche. Kommen Sie. Haben Sie die Hacke, Zuigno?"

„Sie steht hinter der Tür.“

Dieses geflüsterte Gespräch, die Aufregung und Spannung der Beteiligten, die ganze, mehr als sonderbare Umgebung, die bei der flackernden Beleuchtung noch wunderlicher erschien, als sie ohnehin schon war, verfehlte nicht, auch die Engländer in eine gewisse Erregung zu versetzen. Lord Eastburn war voller Erwartung. Er kannte das Verzeichnis des Schatzes, aber gerade das steigerte seine Spannung; er wollte sehen, was er zu erwerben wünschte. Nicht einen Penny würde er bezahlen, ohne daß er sah, was er kaufte. Und hier, in dieser elenden Spelunke sollte dieser so viel begehrte und gesuchte Schatz verborgen sein? Neugierig sah er zu, wie Don Manuel in die Küche ging, neben dem Herd eine schmierige Decke vom Boden wegnahm und mit der Hacke in den Boden schlug. Kein Mensch hätte hier den Wert von zehn Reis vermutet. Und nun sollte sich ein Schatz zeigen, der, wenn er dem Verzeichnis entsprach, auf der Welt nicht seinesgleichen fand.

„Helfen Sie mir, den Deckel aufzuheben, Zuigno,“ flüsterte Don Manuel.

Der Kapitän sprang herzu. Die Grube öffnete sich. Wurden die Menschen nicht klug? Wollten sie von neuem die gleisnerischen Schätze, die da schlummerten, ans Tageslicht ziehen? Sollte der zügellose Kampf, die Entfesselung aller menschlichen Leidenschaften von neuem beginnen?

Der alte Lord Eastburn sprang selbst herzu und faßte an dem einen Henkel der Truhe an; Don Manuel packte den anderen. So hoben sie den Schatz aus der Grube. War das noch Lord Eastburn, der bedächtige, überlegene Mann?

„Weg, weg!“ rief er, als ihm die anderen helfen

wollten. „Auf den Tisch, Don Manuel. Lassen Sie sehen. Tritt zurück, Francis, aufgepaßt, daß nichts wegkommt.“

Selbst sein Sohn sah überrascht auf ihn. Noch nie in seinem Leben hatte er seinen Vater so erregt gesehen. Seine Hände zitterten, sein Atem ging rasch, und seine Augen funkelten.

„Wollen Sie die Gegenstände hier durchsehen, Mylord, oder auf dem Schiff?“ fragte Don Abrahão.

„Ich will hier sehen, was ich kaufe. Aufgemacht! Hunderttausend Pfund, das ist eine gewaltige Summe. Keinen Penny bezahle ich, wenn ich nicht sehe, für was!“

Dann wurde es still.

Nachdem Lord Eastburn die einzelnen Stücke flüchtig betrachtet hatte, rief er: „Fort, fort, aufs Schiff!“ Er legte die ausgepackten Gegenstände hastig in die Truhe. „Hier ist der geforderte Betrag. Wo ist der Kontrakt? Unterschreiben Sie, Don Manuel. Der Handel ist abgeschlossen.“

„Haben Sie den Kaufkontrakt geprüft, Don Vicente?“

„Ja, Herr de Corveiro. Sie können ohne Bedenken unterzeichnen. Er ist juristisch unanfechtbar.“

„Don Abrahão,“ flüsterte Manuel, „Sie stehen gut dafür, daß die Bezahlung in Ordnung ist?“

„Ich habe alles geprüft und richtig befunden,“ erwiderte Don Abrahão ernst. „Diese Papiere hier machen Sie zum Eigentümer von hunderttausend Pfund Sterling englischer Währung oder fünfhunderttausend Milreis portugiesischer Währung in Gold oder zwei Millionen fünfhunderttausend Francs französischer Währung.“

Er sprach diese Summen mit feierlicher Betonung

aus, die nach seiner Meinung solchen Schätzen gebührte, und Don Manuel nahm die Papiere, steckte das Paket in die Brusttasche und unterzeichnete den Kontrakt. Mit einem Federzug war er ein reicher Mann. Der Kontrakt war in zwei Exemplaren ausgefertigt, für jeden Kontrahenten ein Exemplar. Lord Eastburn unterschrieb das andere Exemplar und überreichte es Don Manuel.

„Rufe den Wagen, Francis. Es ist jetzt halb vier Uhr. Wenn wir noch mit der Flut fortkommen wollen, müssen wir eilen," drängte Lord Eastburn.

„Don Vicente," rief Manuel. „Sie begleiten mich aufs Schiff. Wir haben noch manches zu besprechen und zu ordnen. Zuigno, Sie eilen so rasch wie möglich nach Paradelha. Sie wissen warum. Sagen Sie Esmeralda ... Nein. Sagen Sie ihr nichts. Wenn Sie aber nicht eilen, werde ich eher dort sein als Sie."

„Sorgen Sie nicht, Don Manuel. Meine Pferde werden fliegen," erwiderte der Kapitän.

Der Wagen fuhr vor, die Truhe wurde sorgfältig verdeckt aufgeladen, und die Herren stiegen ein. Lord Eastburn ließ den Schatz nicht aus den Augen. Auch als sie am Hafen ankamen und die Barke bestiegen, die sie nach seiner Jacht bringen sollte, bewachte er ihn. Auch dann noch fand er keine Ruhe, als die Truhe verschlossen in seiner Schlafkabine untergebracht war.

Sein Sohn suchte ihn zu beruhigen: „Wozu die Angst? Es ist ja alles versichert."

„Was heißt Versicherung, Francis," erwiderte Mylord ärgerlich, „gibt es eine Versicherungsgesellschaft auf der Welt, die mir ein Diadem des Kaisers Justinian ersetzen könnte? Ich bin nicht eher ruhig, als bis der Schatz in den Kellern der Bank von England liegt."

„Und auch dann noch nicht," dachte Sir Francis, sagte aber nichts. Er sah seinen Vater beobachtend von der Seite an. Was war aus dem selbstsicheren, ruhigen alten Herrn geworden seit der kurzen Zeit, wo er diese alten Kostbarkeiten besaß?

Es war noch finstere Nacht, als die Jacht mit ihrer wertvollen Last den Tajo hinabglitt, am Schloß Belem vorüber ins offene Meer. Nun konnten sich ja die Herren in Lissabon streiten, soviel sie wollten, wem der Schatz von Paradelha gehörte, dachte Lord Eastburn.

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, lag die Welt wieder in frischer Schönheit da. Herrlich blaute das Meer in seiner Unendlichkeit, geschwätzig plauderten die Wellen um den Kiel der Jacht Lord Eastburns, und die portugiesischen Küsten lachten freundlich herüber mit ihren Palmengärten, Öl- und Orangenbäumen, braunen Felsenbuchten und malerischen Ortschaften.

Trotz der frühen Morgenstunde ging Don Manuel unruhig auf dem Deck der Jacht hin und her. Von Zeit zu Zeit nahm er ein Marineglas zur Hand und suchte den südlichen Horizont nach den bekannten Örtlichkeiten von Paradelha ab, aber es war noch nichts davon zu entdecken. Sehnsüchtig richtete er nach dem Strand der Heimat, nach Paradelha, seine Blicke. Es war ihm, als wenn er ein Menschenalter dem heimatlichen Strande fern gewesen wäre, und er kehrte ja auch als ein anderer Mensch dahin zurück. Wo war seine Großmannssucht, seine Abenteuererlust, sein Verlangen nach Welt und Leben, Reichtum und Genuß geblieben? In der fürchterlichsten Zeit seines Lebens, im Gefängnis, hatte er Zeit genug gefunden, in sich selbst Einkehr zu halten und den Flitter der Welt vom wahren Wert

des Lebens zu unterscheiden. Wie grausam, aber auch wie heilsam für sein Leben hatte ihm Eslava die Augen geöffnet. Das Herz blutete ihm noch, wenn er an die Enttäuschungen dachte, die ihm dieses flatterhafte, herzlose Geschöpf bereitet. Nun suchte er in zitternder Sehnsucht den Strand von Paradelha zu erblicken. Er sehnte sich nach Esmeralda, die wie ein echter Edelstein in der tiefsten Nacht seines Lebens zu ihm emporgeleuchtet, deren treue Anhänglichkeit und Liebe ihn gerettet. Er hatte genug von der großen Welt und ihren Blendwerken und falschen Freundschaften, dem hohlen Glanz und der lüsternen Jagd nach dem Glück. In Paradelha, das er nie hätte verlassen sollen, in Arbeit und Wohltun, wozu er jetzt so reiche Mittel besaß, in der Heimat sah er seine Zukunft, sein Lebensglück.

Rechtsanwalt Brusi trat zu ihm.

„Herr de Corveiro," begann er, „es wäre noch etwas zu besprechen, das Sie wohl im Drange der Begebenheiten übersehen haben."

„Was meinen Sie, Don Vicente?"

„Herr Marquez Julio Bentizaso machte mich mit Ihrer Absicht bekannt, den Alkasar anzukaufen, und ich wollte ..."

„Was? Den Alkasar, sagen Sie, wollte ich kaufen?"

„So behauptete Bentizaso. Er hatte es aus bester Quelle, wie er sagte, und ich meinte, Sie selbst hätten es ihm mitgeteilt."

„Aber bester Don Vicente, ich dachte nie daran, den Alkasar zu kaufen. Habe auch zu keinem Menschen davon gesprochen."

Verdutzt schaute Don Vicente auf.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr de Corveiro, wenn ich gestört habe. Es dürfte sich in diesem Falle

wohl um einen Wunsch des Grafen Morales oder vielmehr seiner Gemahlin handeln."

„Der Gräfin Manzaneda?"

„Ja. Ich glaube, es liegt ihr viel daran, den Alkasar zu verkaufen, um — nun — um wieder wenigstens für einige Zeit flott zu werden."

„Die arme Frau! Ich glaube, sie leidet viel. Nicht wahr, Don Vicente? Erst der Tod Eslavas und nun diese ewigen Sorgen und Ängste um ihre Existenz."

„Ich glaube, daß sie viel leidet. Auch hat Graf Morales sofort seinen Prozeß gegen Sie eingestellt, in der Hoffnung, dadurch den Verkauf des Alkasars zu fördern."

„Graf Morales ist ein sinnloser Verschwender. Um den tut es mir nicht leid. Aber Gräfin Manzaneda ist unschuldig, und ich finde den Gedanken, den Alkasar anzukaufen, gar nicht so unmöglich; wir könnten der Gräfin Manzaneda vielleicht dadurch helfen. Sie war immer gut gegen mich, wie eine Mutter. Warum sollten wir ihr nicht in ihrer Not beistehen? Dann aber auch wegen Esmeralda. Mir liegt nichts an dem alten Schloß. Aber Esmeralda liebt die alte Sarazenenburg. Sie wissen ja wohl, Don Vicente, daß die Zigeuner alle alten Überreste aus der Sarazenenzeit als ihr Erbe betrachten. Ob mit Recht oder Unrecht, darüber wollen wir nicht rechten. Da es sich aber so fügt, warum sollten wir den Gedanken nicht ernst nehmen? Sprechen Sie mit dem Grafen. Lassen Sie den alten Bau von Sachverständigen schätzen, und wenn daraufhin ein vernünftiger Kaufkontrakt zustande kommt, will ich darauf eingehen."

In diesem Augenblick schien es Don Manuel, als ob weit im Süden ein großer Punkt sich aus dem Meere erhöbe. Rasch nahm er wieder das Marineglas zur Hand,

aber es war noch zu weit, um Genaueres unterscheiden zu können. Manuel war doch am Meere aufgewachsen, aber nie war es ihm so unendlich erschienen wie an diesem Morgen.

Die Jacht fuhr mit Volldampf in gerader Richtung nach Süden, aber für Manuel noch viel zu langsam. Der graue Punkt wurde größer und deutlicher, und endlich erkannte Manuel die schwarzen Felsen, an denen er angeblich ertrunken sein sollte, und auf ihnen ragten die Zinnen des alten Sarazenenschlosses Alkasar in die blauen Lüfte empor.

Sein Herz schlug schneller. Je näher sie kamen, desto deutlicher traten die Uferbildungen seiner Heimat aus bläulichem Nebel hervor. Das waren die Felsen, an denen er in der Nacht seiner Flucht mit der wilden Brandung um sein Leben und um den Schatz gerungen hatte. Wie doch die Leidenschaft den Menschen verwirrt. Konnte er den Schatz, der siebenhundert Jahre im Turm geschlafen, nicht noch ein paar Wochen liegen lassen, statt ihn in Zaccadrillas Haus zu bringen? Aber er war in jener Nacht außer sich gewesen. Nur fort, tobte es in ihm, fort in die Ferne, in die Welt!

Nun tauchte der Strand aus dem Meere empor. Noch konnte er nichts deutlich unterscheiden. Dünner Rauch schwebte über dem Ort, oder Dunst, aber man näherte sich ihm nun rasch. Leute sammelten sich auf Deck der Jacht. Lord Eastburn und Sir Francis kamen, neugierig, sich den Ort zu besehen. Ein langer, von Felsen eingerahmter Sandstrand, an dem die Wucht des Sturmes zur vollen Entfaltung kommen konnte. Wer weiß, ob der Turm von Paradelha so lange Jahrhunderte sein Geheimnis vor den Stürmen des Meeres hätte bewahren können, wenn nicht die schwarzen Felsen ihn

beschützt hätten. Auch jetzt stand er noch. Alle Ferngläser richteten sich nach dem alten Gemäuer, das wie ein Gespenst aus verflossenen Jahrhunderten herüberragte in die neue Zeit.

Man sprach hin und her und bat Manuel um Auskunft, aber er antwortete nicht. Was wußten die Fremden von seiner Heimat? Stumm, mit klopfendem Herzen, das Glas vor den Augen, stand er da und schaute hinüber nach dem sich immer mehr nähernden Ufer. Jetzt erkannte er einzelne Häuser. Dort stand die Hütte des alten Andrejas, fast vom Turm verdeckt, weiter südlich, hinter den Korkeichen, das Haus seiner Eltern. Seine Augen trübten sich, Tränen stahlen sich die Wangen herab. Dort hatte sein Herz zum erstenmal geschlagen. Dort ruhte er an der Mutterbrust, dort wuchs und wurde er groß. Seine Mutter! Lebte und liebte sie ihn noch? Trotz Undank und Flucht würde sie ihn noch lieben, wenn sie noch lebte.

Dann sah er durch das Glas die schwarzen Felsen näher, er gewahrte die kleine Bucht, wo das Meer Muscheln, Tang, kleine Krebse und bunte Steine auswarf, wo er als Kind dem Rauschen der Wogen und der Geige Esmeraldas gelauscht, wo er seine Kinderträume geträumt hatte. Das alles war nur ein halb unbewußtes Fühlen und Schauen der Kinderseele gewesen, aber in den zauberischen Geigenklängen Esmeraldas lag seine Heimat, der Keim seiner Seele. Hier mußte er wachsen, wenn er gedeihen wollte, hier lagen die Wurzeln seines Glücks, hier der wahre, echte Schatz von Paradelha.

Was waren das für kleine schwarze Punkte, die dort am Strand von Paradelha hin und her liefen? Ein Etwas flatterte in der Luft. War es die Fahne mit dem

Muttergottesbilde aus der Kapelle von Paradelha? Und dort war wohl gar eine Ehrenpforte gebaut — für ihn? War Zuigno schon angekommen? War Manuels Ankunft schon bekannt? Vielleicht nach dem Sinn der Leute mit Übertreibungen und Märchen ausgeschmückt? Eine Privatjacht war in Paradelha schon Wunder genug, um die Leute aus dem Häuschen zu bringen. Manuel setzte das Glas ab. Er sah nichts mehr. Tränen verschleierten seine Augen. Ihm war, als ob er hinunterfliegen müsse in die Arme seiner Mutter und zu Esmeralda.

„Boot klar!" schrie jemand.

Dann stand Manuel noch eine Weile am Fallreep und wartete auf das Boot. Es dauerte lange, ehe es abstieß und nach dem flachen Sandstrand fuhr. Die schwarzen Punkte wurden größer. Man schrie und gestikulierte am Ufer, man warf die bunten Mützen in die Höhe, man watete ins Wasser, um Manuel etwas früher die Hand drücken zu können. Seit Menschengedenken war solche Aufregung am Strande von Paradelha nicht mehr erlebt worden. Voran kam ein alter, weißhaariger Mann im schwarzgrauen, von der Sonne verschossenen Priestergewand, das er hoch emporhob, daß es nicht naß werden sollte.

„Don Felipe! Don Felipe!" rief Manuel laut.

„Er ist's," sagte Don Felipe lachend.

Der Bootkiel knirschte auf dem Sand. Manuel sprang heraus und gab Don Felipe die Hand. Der Alte ließ das Gewand fallen, so daß es naß wurde.

Manuel umarmte und küßte in der ersten Erregung seinen alten Lehrer. Don Felipe im abgetragenen Gewand und seiner dürftigen Gestalt sah ärmlich und vernachlässigt aus, das sollte nun anders werden. Ein

Schulhaus wollte er in Paradelha bauen lassen, und Don Felipe sollte würdig seinem Amt vorstehen. Das gelobte sich Don Manuel in diesem Augenblick.

Mit südlicher Leidenschaftlichkeit umdrängten ihn die Leute. Alle streckten ihm die Hände entgegen. Die Leute hatten ihren Sonntagsstaat angelegt, wie zu einem großen Fest.

„Manuel! Manuel!“ rief eine von Schluchzen erstickte Stimme, und im nächsten Augenblick lag er in den Armen seiner Mutter. Dona Astrida, die ihre großen Ohrringe und Halsketten angelegt und ihre buntfarbige Mantilla um die Schultern geschlungen, betastete mit zitternden Händen ihren Liebling, als ob sie sich überzeugen müsse, daß er heil aus der Welt zurückgekommen, seine Brüder und Schwestern mit ihren Familien, sein Vater, Kapitän Zuigno, Berarda — alle sah Don Manuel, alle blickten ihn mit freudig erregten Augen fröhlich an — nur eine fehlte. Wo war Esmeralda, die er vor allen suchte?

Seine Mutter mochte seine suchenden Blicke bemerkt haben. Sie stieß verstohlen Kapitän Zuigno an und gab ihm einen Wink. Sie flüsterten zusammen. Es war nicht Sitte bei ihnen, sich bei gewissen Gelegenheiten aufzudrängen; man wollte gesucht sein.

„Wann seid Ihr angekommen, Zuigno?“ fragte Manuel.

„Vor etwa drei Stunden. Es dämmerte noch.“

„Und in dieser Zeit habt Ihr das ganze Dorf auf die Beine gebracht?“

„Oh, es kam von selbst, als ich sagte, um was es sich handelt.“

„Und Esmeralda? Wollte sie nicht kommen?“

„Nein. Ich habe ihr Eure Botschaft ausgerichtet, Don Manuel, und ...“

„Nun? Was ist's?" fragte er beklommen.

„Sie erwartet Euch."

„Kommt, Zuigno, kommt."

Er stürmte fort. Wie war das möglich? Esmeralda hielt sich schüchtern und schamhaft zurück, wo es sich um ihr Schicksal, ihr Glück handelte. Es war so Sitte und Brauch. Das wußte Manuel wohl. Und doch fühlte er sich peinlich berührt.

Das Haus Zuignos lag auf der Höhe, überschattet von einigen Eukalyptus. Eine Steintreppe führte an der Außenseite des Hauses nach dem oberen Stockwerk, und unter dieser Steintreppe befand sich eine Art Loggia, eine Laube, überwuchert von riesigen Agaven und Aloe. Hier saß Esmeralda, geziert mit reichem Goldschmuck, die langen, tiefschwarzen Haare mit frischen Rosen aufgeputzt, fast ganz eingehüllt in die ungewöhnlich lange, buntseidene Mantilla. Von hier aus lauschte sie mit klopfendem Herzen und angehaltenem Atem durch die langarmigen Agaven hindurch nach dem Strand hinunter und vernahm das jubelnde Geschrei bei der Ankunft Manuels. In ihr jubelte es noch viel mehr, aber sie preßte nur die Hand aufs Herz und blieb still. So wollte es der Brauch, und sie fügte sich ihm trotz des ungestüm klopfenden Herzens. Jetzt sah sie ihn mit Zuigno kommen. Wie schön er aussah! Wie stolz und selbstbewußt er einherschritt! Am liebsten wäre sie ihm entgegengeeilt, ihm zu Füßen gefallen. Aber das durfte sie nicht; die Sitte verbot es. Ruhig mußte sie warten, bis er kam. Nur von ferne durfte sie schauen und ihrem jubelnden Herzen zurufen: Nur noch eine Minute! Nur noch einen Augenblick!

Und dann stand er vor ihr, hoch aufgerichtet, mit ausgebreiteten Armen.

„Esmeralda! Esmeralda!"

Ihr war, als müßten ihre Sinne vergehen. Sie lag an seiner Brust, in seinen Armen. Sie waren allein. Ihre heißen Lippen, die aufeinanderlagen, ihre Glieder, ihre beseligten Augen sagten genug. Sie verstanden einander, auch ohne Worte.

Am nächsten Tage war die Hochzeit. Eine ganze Woche hindurch folgten einander ununterbrochen Schmausereien und Festlichkeiten, und das ganze Dorf nahm daran teil. Man heiratet nur einmal im Leben, sagten die Leute von Paradelha, und deshalb muß das auch gründlich geschehen. Und Don Manuel hatte eine offene Hand, er knauserte nicht. Alle, die etwa noch unzufrieden waren, sollten versöhnt werden. Nun tafelten sie unten am Strand, und die Fische im Meere hatten gute Zeit. Es kam ihnen kein Fischer zu nahe, die ganze Woche lang. Und Don Manuel de Corveiro war der Held des Ortes.

Seitdem sind drei Jahre in das Meer der Vergangenheit hinabgetaucht, und jedes von ihnen hat der Welt seinen Stempel aufgedrückt. Don Manuel haust mit seiner jungen Frau auf dem Alkasar, und wenn er in den Abendstunden in das Dorf herabkommt, begrüßen ihn die Leute von Paradelha, und die Kinder laufen herbei und küssen ihm die Hand. Er ist die Vorsehung von Paradelha, hat immer eine offene Hand, und wo Not und Mangel an die Einwohner herantritt, ist Don Manuel ihr Helfer. Das neue Schulhaus steht fertig, nicht weit von dem alten Turm entfernt, und Don Felipe waltet darin seines Amtes. Sein Gewand ist nicht mehr alt und von der Sonne verschossen;

es ist neu und tiefschwarz, und er trägt eine breite schwarze Schärpe um den Leib und ein großes silbernes Kreuz an langer Kette auf der Brust. Auch ein Krankenhaus hat Don Manuel erbauen lassen; es steht auf freier, luftiger Höhe in der Nähe des Klosters „zum heiligen Herzen Jesu“. Der alte Turm war in den letzten Jahren gefährdet; er drohte einzustürzen, und man wollte ihn abtragen. Kaum war dies bekannt geworden, da ereiferten sich die Leute von Paradelha, daß man das Wahrzeichen des Ortes vernichten wolle, man solle aus Ehrfurcht vor dem Alter und Dankbarkeit dafür, daß in diesem Turm der Schatz so lange Jahrhunderte aufbewahrt geblieben war, der den Wohlstand von Paradelha errichtet, die Ruine erhalten. Don Manuel ließ das Bauwerk wieder instand setzen. Und es wird nun noch lange stehen.

Graf Morales ist gestorben. Man munkelt, er sei nicht ganz unfreiwillig aus der Welt geschieden, weil er den Fall seines Hauses nicht habe überleben wollen. Aber Genaues wußte niemand. Seine Witwe lebt in Sevilla in bescheidenen Verhältnissen, die Don Manuel von Zeit zu Zeit etwas aufbessert. Das Prunkhaus in der Avenida da Liberdade in Lissabon kam auf Betreiben der Gläubiger unter den Hammer.

Esmeralda verkehrt häufig mit ihren vielen Verwandten, ihre Schwester Berarda lebt bei ihr auf dem Alkasar. Bei der Geburt des ersten Sprößlings machte sie sich sehr wichtig.

Ihre Geige spielte Esmeralda nie mehr öffentlich. Oft, wenn noch die Morgennebel auf dem Meere wallten und die ersten Sonnenstrahlen ihre glühenden Pfeile in die wogenden Massen sandten, klangen vom Altan des alten Sarazenenschlosses herunter seelenvolle Klänge.

Von dem Schatz von Paradelha und seinen Kostbarkeiten sprach man in der Welt längst nicht mehr. Nur flüchtig, bald nach dem Besuch der Jacht des Lords Eastburn in Paradelha, tauchte das Gerücht auf, die Jacht wäre im Golf von Biskaya, wo schon so viele Schiffe auf dem Meeresgrunde lagen, mit Mann und Maus untergegangen. Aber das Gerücht fand keine Bestätigung.



Gebrochene Fackel

Roman von Erika Riedberg

Hand in Hand standen die beiden Brüder vor zwei frischen Gräbern. Der große Blonde aufrecht, schlank und kraftvoll, der kleine Dunkle dicht an ihn gedrängt, den Kopf gesenkt.

Sie starrten zu den welkenden Kränzen nieder, deren breite Seidenschleifen ihr Glänzen in Weiß und Gold zu verlieren begannen, denn ein Gewittersturm war über den kleinen mecklenburgischen Friedhof dahingefegt, seit man die beiden Schläfer, den Gutsherrn Bertram Gentin und seine Frau, dort unter Blumen, Lorbeer und Eichenkränzen an ein und demselben Tage zur Ruhe gebettet hatte. Diese zwei Gräber schlossen die Reihe des Erbbegräbnisses der Gentins auf Augustenhof.

Ein sanfter, frommer Friede schwebte um die Stätte, ein lindes Mahnen. „Nicht weinen! Uns ist wohl!"

Innerhalb der steinernen Einfriedigung trugen breitausladende Flügel des hohen granitenen Monumentes Namen und Jahrestage derer, die man im Laufe der Zeiten durch die schmale Pforte hier hineingetragen. Zwei Felder — die letzten — waren noch frei.

„Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von denen dir Hilfe kommt."

Tief in den Stein gemeißelt war der erhabene Spruch. Und darunter und unter jedem der Namensschilder fand sich das Bild einer gebrochenen Fackel.

Es war ein schlimmer Tag gewesen, als man die zwei Särge aus dem alten Herrenhause getragen. Schlimm für die verwaisten Söhne; schlimm auch für die Gutsangehörigen, die bei den Gentins allezeit in gerechter und gütiger Hand gewesen waren. Wußte man doch nicht, wer nun für die noch unmündigen Söhne die Verwaltung übernehmen werde. Ja, dieser Herrschaft

Tod war schlimm für viele. Krächzend zog eine Schar Raben über den Friedhof hin. Einer, wohl ermattet, blieb zurück, flatterte unruhig und ließ sich schließlich mit schwerem Flügelschlag auf der Krönung des Grabmals nieder.

Die Augen der Brüder waren gedankenverloren dem ängstlichen Flug des Vogels gefolgt. Sie traten, fast wie durch ihn aufmerksam gemacht, dichter an den Stein heran. Ihre tränenschweren Blicke hafteten auf dem Spruch und auf der steinernen gebrochenen Fackel.

Zu dem großen blonden Bruder blickte der kleinere dunkle ratsuchend empor. Er wies auf das Grabmal.

„Warum ist unser Wappen so sonderbar, so — traurig, Jürgen?“ fragte er.

„Ich kann dir's nicht sagen, Hans-Jörg. Unsere Familie ist alt, und alt ist auch dies Wappen. Die Gentins führten immer die gebrochene Fackel im Schild.“

Er hatte langsam und leise gesprochen. Aber plötzlich quoll es mächtig in ihm auf, heiß und atemraubend, schmerzvoll.

„Paßt es denn nicht für uns, dies traurige Wappen? — Sind wir nicht Waisen?“

Er zog den Bruder dicht zu sich heran, und wie ihre Hände sich fest verschlangen, fühlten sie doppelt ihre Verlassenheit und brachen in bitteres, trostloses Schluchzen aus.

Während sie so in ihr Leid versunken standen und der Rabe regungslos wie eine lebende Krönung auf dem Monument saß, aus runden, dunklen Vogelaugen auf die weinenden Menschenkinder starrend, war unbemerkt eine hohe Frauengestalt langsam herangekommen und hinter den Brüdern an die Grabstätte getreten.

Der Vogel sah sie zuerst, spannte die Flügel, flatterte

scheu und hob sich dann krächzend zum wolkenschweren Himmel.

Jürgen fuhr erschrocken zusammen. Er wandte sich rasch um.

„Tante Agnes!"

Hastig trocknete er die Tränen von den Wangen, fester umschlossen seine Arme den Bruder.

„Sollen wir nach Haus kommen, Tante Agnes?"

Er erhielt keine Antwort. Stumm stand die Halbschwester ihrer Mutter neben ihnen. Stumm sah sie nieder auf die Grabstätte. In ihrem weißen, strengen Gesicht einen unendlich schmerzvoll-bitteren, herbverschlossenen Ausdruck. So blickte sie auf die blumenüberdeckten Hügel.

Das war nun alles, was von ihnen noch da war; von der schönen, fröhlichen Franziska Lüding! Von ihrem Lachen, ihrem hellen Singen, dem Blau der leuchtenden Augen, dem Rot und Weiß ihres holden Antlitzes. Von Bertram Gentin, ihrem, der Älteren, der ewig beiseite Stehenden, Jugendfreunde. Von seiner stolzen Kraft und seinem frohen Mute. Von seinem goldenen Gemüt und seinem warmen Herzen.

Zwei Gräber. Zwei Waisen.

Eines Dichters verwöhntes sonniges Kind war sie gewesen. Und einem von denen, in deren Wappen die gebrochene Fackel stand, hatte sie sich zu eigen gegeben. Bertram Gentin, ihrem Jugendfreund und nahen Verwandten.

Die Frau sah an ihrer schwarzgekleideten, starkknochigen Gestalt hinunter, auf ihre festen Hände. Diese Hände hatten damals das liebliche Köpfchen der Braut mit der Myrtenkrone geschmückt.

Wie himmelhoch war die Seligkeit gewesen — da-

mals! Und wie fest hatte sie selber ihr armes Herz halten müssen, so oft sie Zeugin ward dieses Glücks. Damals!

Mancher Tag voll Kampf, manche Nacht voll Tränen waren dahingegangen, bis sie Ruhe und Entsagung erzwungen, bis ihre auf gesunde Tatkraft eingestellte Natur sich aufgerafft und sie dem Leben und seinen nüchternen Anforderungen wieder ins Auge blicken konnte.

Auch Agnes Gentin folgte einem Manne. Johann Peter Widal führte sie, fern der früheren Heimat, in sein altes Patrizierhaus. Und hier in der Fremde geschah es dann, daß Frau Agnes' sonst kühl-ruhiges Gesicht den herben, verschlossenen Ausdruck erhielt.

Nur selten sah die Heimat sie wieder. Zuerst, als auf Augustenhof nach mehrjährigem Warten der Erbe geboren ward, Jürgen, des blonden Vaters Ebenbild.

Dann rief sie der Tod der Eltern. Der Haushalt wurde aufgelöst. Und nun? — nun waren Bertram Gentin und seine Frau binnen drei Tagen vom Typhus dahingerafft worden.

Was war geblieben von dem himmelhohen Glück? Zwei Gräber. Zwei Waisen.

Sie mußte die Worte unablässig wiederholen, um es fassen zu können.

Agnes Widal bückte sich, legte ein paar vom Wind herabgewehte Schleifen wieder zurück auf die Hügel, knickte ein Zweiglein aus einem Kranz. Dann reckte sich ihre hohe, hagere Gestalt. In ruhiger Bestimmtheit sagte sie: „Kommt! Ihr müßt nun heimgehen."

In dem hohen, saalartigen Wohnzimmer des Gutshauses waren die nächsten Angehörigen der Verstorbenen versammelt. Herzbeklemmende Schwermut lagerte über

dem schönen Raum, in dem noch alles vom Tun und Wesen der für immer Geschiedenen Kunde gab.

Mit verstörten Gesichtern stand drinnen und draußen das Gesinde herum, auf allen Lippen die bange Frage: „Was wird aus uns? — Zu wem kommen wir? — Wer wird hier Herr?“ —

Um den schweren Eichentisch in der Mitte des Zimmers saßen diejenigen der zurückgebliebenen Trauergäste, die über das Schicksal der beiden Verwaisten zu entscheiden hatten. Der Kaufherr Konsul Johann Peter Widal, der Landgerichtsdirektor Gentin und der Rittergutsbesitzer von Marsow.

Das Gesicht des Landgerichtsdirektors, dem ganz die Anwartschaft auf höhere Rangstufen aufgeprägt schien, das sonst unter dem Licht der kalten, grauen Augen fahl erschien, hatte sich im Eifer der Auseinandersetzungen leicht gerötet; den schmalen, bartlosen Mund fest geschlossen, blätterte er unmutig mit harter Amtsmiene in den vor ihm liegenden Papieren.

„Idealismus, mein lieber Marsow, ist hier nicht am Platze,“ sagte er kalt.

„Ist auch keine Rede davon, Vetter! Obwohl ich nicht einsehe, weshalb in diesem ergreifend traurigen Fall die Gemütsseite gänzlich ausgeschaltet werden sollte.“

„Mich persönlich leitet praktisches Erwägen — Pflichtgefühl, wenn du so willst, lieber Otto.“

Herr von Marsow reichte ein mit Zahlenreihen bedecktes Blatt hinüber.

„Bitte, hier! Ich mache dich darauf aufmerksam, Vetter, daß du bei einem überstürzten Verkauf das Vermögen deiner Mündel um ein Erhebliches, sehr Erhebliches schmälerst. Augustenhof begann unter Bertrams

fleißiger und verständiger Bewirtschaftung erfreulich aufzublühen. Der volle Lohn seiner Arbeit sollte jedoch erst kommen. Stellst du das Gut jetzt zum Verkauf, so geht den Erben nicht allein der Segen dieses Fleißes verloren, jeder Reflektant wird sein Gebot auch nach der Dringlichkeit des Verkaufs stimmen. Das ist zu überlegen und will verantwortet sein."

Gentin schob ärgerlich die Berechnung zurück.

„Weiß ich ja alles, Marsow! Aber soll denn ich, der arbeitsüberlastete Beamte, mich etwa auch noch zu allem anderen mit der Bewirtschaftung eines Gutes oder mit Pächtern und Verpachten herumplagen? Darauf, auf Verpachten, käme es doch wohl heraus?"

„Ja! Falls du nicht einen zuverlässigen Inspektor einsetzen willst — wobei ich dir gern behilflich wäre —, müßte Augustenhof samt Vorwerk bis zu Jürgens Großjährigkeit und Ausbildung verpachtet werden. Das ist mein Rat."

Gentin wehrte heftig ab.

„Nee, nee, mein Lieber! Mit dem Rat hast du kein Glück. Mehr Last bürde ich mir gewiß nicht auf. Verkauf — und reine Bahn. Punktum!"

Marsow erwiderte nichts. Auf seinem ruhigen, edlen Gesicht drückte sich schmerzliches Erstaunen aus. Er wandte sich zu dem Kaufherrn, der bisher stumm seine schwere dunkle Zigarre geraucht hatte.

„Was sagen Sie dazu, Widal?"

„Na, losschlagen ist das einfachste. Vielleicht auch das sicherste. Selbst unter Preis. Wir wissen doch selbst, Marsow, in der Landwirtschaft ist es mal so und mal so. Verkauft, weiß jeder, wieviel er hat."

„In diesem Falle nicht mal die Hälfte," sagte Marsow eindringlich.

Widal zuckte die Schultern.

„Möglich! Kommt ganz auf die Umstände an. Wer kann das um etliche Jahre voraussehen.“

Gentin rückte ungeduldig auf seinem Stuhl. Heftig sagte er: „Wie dem auch sei — es bleibt bei meinem Entschluß.“

Er warf mehrere kuvertierte Schreiben auf den Tisch.

„Hier! Da sind die Aufträge an die Agenten.“

Marsow machte noch einen Versuch.

„Ich würde dich mit meiner ganzen freien Zeit unterstützen. Laß uns wenigstens versuchen, den Jungen ihrer Väter Gut zu erhalten. Nahezu zweihundert Jahr auf derselben Scholle leben — ich weiß, was das heißt und bedeuten will, Vetter. Solch ein Hergeben ist bitter!“

„Bezweifle ich nicht. Aber bei ihrer Jugend — da kommen sie schon darüber weg. Vor allem muß klare Übersicht geschaffen werden! Reine Bahn will ich haben. Und nun bitte — auch darüber müssen wir nun endlich entscheiden. Wo bleiben die Jungen zunächst?“

Ehe ihm geantwortet werden konnte, ging die Tür auf. Agnes Widal, begleitet von ihren Neffen, trat ein.

Sie blieben vor dem Tisch stehen. Die hohe schwarzgekleidete Frau inmitten der beiden Jünglinge. Voll richtete sie ihren klaren, kalten Blick auf das Gesicht des Landgerichtsdirektors. Und unter diesem Blick fühlten die drei Herren, jetzt muß etwas Entscheidendes geschehen.

Der Konsul öffnete den Mund, als wolle er sie unterbrechen, bevor sie gesprochen, aber schon sagte sie ruhig und bestimmt: „Ich komme, um zu sagen, daß ich Jürgen, meiner Schwester ältesten Sohn, zu mir nehmen werde.“

Ein kurzes Schweigen folgte. Widal fragte verblüfft: „So ohne weiteres?“

Seine Frau beachtete den Einwurf nicht. Gelassen fuhr sie fort: „Ich nehme meinen Neffen ohne Entschädigung in mein Haus. Später mag seine Ausbildung von den Zinsen seines Erbteils bestritten werden. Bei mir soll er eine Heimat und freies Unterkommen finden."

Gentin atmete erleichtert auf. Freundlich sagte er: „Liebe Agnes, das ist ja eine glückliche Lösung dieser schmerzlichen und wichtigen Frage. Ich hoffe, Sie, Widal, sind mit dem hochherzigen Entschluß Ihrer Frau einverstanden?"

Verbindlich wandte er sich zu Agnes. Daß er ihr die Hand reichen wollte, übersah sie.

So sprach er zum Konsul weiter: „Nun, Widal, stimmen Sie zu?"

Der lachte gezwungen.

„Was bleibt übrig? Die Gattin befiehlt ..."

Ein böser Blick ging zu dem strengen, unbeweglichen Gesicht seiner Frau hinüber.

Gentin rieb sich vergnügt die Hände. Er verstand sehr liebenswürdig zu danken, wenn ihm auf Kosten anderer ein gutes Werk gelungen war.

„Na also! Da wäre ja diese eine Frage in der allerglücklichsten Weise gelöst."

Jürgen hatte mit weitgeöffneten Augen von einem zum anderen gesehen.

Jetzt trat er von der Seite seiner Tante hart an den Tisch heran.

„Was heißt das, Onkel Otto? Ich soll hier fort? Nicht hier bleiben? Auf Augustenhof? Hans-Jörg oder ich, einer muß doch Vaters Nachfolger werden. Wir gehören doch hierher."

Agnes Widal preßte fest die Lippen. Sie dachte:

„Armer Knabe, du wirst es erfahren, wie wenige da stehen und bleiben, wohin sie zu gehören glauben.“

Gentin rückte auf seinem Stuhl. Den groß fragenden Augen seines Neffen wichen seine Blicke unwillkürlich aus. Unruhig schob er Papiere und Briefe durcheinander.

„Nein, Jungen,“ sagte er zögernd. „Ihr könnt nicht hier bleiben. Ihr seid noch zu jung. Das Gut müßte zu lange in fremder Verwaltung sein. Und wer weiß, wie es nach Jahren mit euren Fähigkeiten und Wünschen steht. Deshalb ist es besser, Augustenhof zu verkaufen. Für dich ist die Heimatfrage ja schon in glücklichster Weise erledigt, deine Tante Widal wird dir helfen, den schweren Verlust zu überwinden.“ Er machte eine Pause. Das totenblasse Jungengesicht wirkte doch stark auf ihn. Freundlich, fast entschuldigend, setzte er dann hinzu: „Über die Berufswahl sprechen wir noch. Ich denke, du absolvierst zunächst das Gymnasium. Es trifft sich günstig, daß deine künftige Heimat zugleich Universität ist. Alles andere kann sich später finden, wenn du reifer geworden bist, dein Urteil sicherer ist.“

Jürgen, der bisher unter dieser kleinen, wohlwollenden Rede mit hilflosen Blicken um sich gesehen hatte, sagte mit plötzlicher Heftigkeit: „Wenn uns Augustenhof genommen wird, so möchte ich studieren.“

„Wird sich finden,“ sagte der Landgerichtsdirektor mit merklicher Ungeduld.

„Du erwähntest eben selbst die Universität, Onkel . . .“

„Ja, ja! Zunächst heißt es Übersicht gewinnen. Euer Vermögensbestand muß aufgenommen, geordnet werden. Du bist alt genug, um das einzusehen, Jürgen.“

Er machte eine endigende Handbewegung zu seinem Neffen hinüber.

„Als ob ein Angeklagter abtreten soll," mußte Marsow denken.

Durch die schlanke Jünglingsgestalt rann ein Zittern. Er wollte sprechen, aber dann preßte er die bleichen, bebenden Lippen fest zu.

Agnes Widal stand noch immer gerade aufgerichtet vor dem Tisch. Nicht eine Sekunde wichen ihre Blicke von Gentins unruhigem Gesicht.

Kühl fragte sie: „Was bestimmst du über Hans-Jörg?"

„Der kommt zu mir," sagte Herr von Marsow warm und streckte dem Knaben die Hand hin.

Jörg klammerte sich an seinen Bruder. Angstvoll irrten seine dunklen Augen von einem Gesicht zum anderen. Diese Augen in dem schönen, dunklen Gesicht, das so ganz dem der verstorbenen Mutter glich.

Hans-Jörg drückte sein tränenüberströmtes Gesicht an Jürgens Arm und schluchzte jammervoll.

„Ich möchte bei Jürgen bleiben. Ich will nicht von ihm weg. Ich will auch nicht von hier fort. Nein, ich will nicht von hier fort. Augustenhof soll nicht verkauft werden; laßt uns doch unsere Heimat. Landwirt soll ich werden — immer hat Vater das gesagt. Ach, lieber Jürgen, geh nicht fort. Bleib doch bei mir."

Herr von Marsow blickte bewegt auf den weinenden Knaben.

In Agnes Widals strengen Zügen zuckte es.

Der Konsul erschrak. Er sah, sie war im Begriff, weich zu werden.

Herrgott, — sie würde doch nicht auch den zweiten ...

Schnell ihr zuvorkommend, sagte er so wohlwollend und begütigend, wie es seine rauhe Stimme vermochte: „Sieh mal, lieber Hans-Jörg, dein Onkel Marsow

meint es so herzlich mit dir. Dort auf dem schönen Gut hast du es beinahe wie hier."

„Ich will hier bleiben. Jürgen auch. Vater und Mutter sind fort. Jürgen soll nicht fortgehen!"

Agnes Widal trat auf ihn zu — aber wie er sein verzweifeltes Knabengesicht hob und sie ansah mit Franziska Lüdings dunklen Augen, stockte ihr Fuß.

„Laßt uns doch hier! Laßt uns doch zusammen hier!"

Marsow nahm die Brüder sanft bei den Händen. In einer Fensternische, abseits von den anderen, sprach er gütig auf sie ein.

Nach einer Weile, als Hans-Jörg nicht mehr schluchzte und sich beruhigte, ging er mit beiden hinaus.

Draußen auf den Gartenwegen sah man sie noch lange auf und ab gehen.

Am anderen Tage galt es, Abschied zu nehmen. Der Landgerichtsdirektor fuhr zu seinen Akten nach Schwerin zurück. — Jürgen mit Widals nach der alten Handelstadt in das alte, graue Patrizierhaus des Konsuls. Und Hans-Jörg mit Herrn von Marsow auf Rittergut Marsow.

Die Räume, die so viel Glück gesehen hatten, waren verschlossen worden.

Der Boden, in dem die beste Kraft eines tüchtigen, fleißigen Mannes steckte, ward verkauft.

Verlassen lagen auf dem kleinen Friedhof die Gräber, unter deren Namen eine gebrochene Fackel in Stein gehauen war.

Die Qual, die solcher Abschied die beiden Brüder erdulden ließ — die sollte keine Hand je wieder aus ihren Seelen zu tilgen vermögen.

Ein früher Sommerabend dunkelte, als Agnes Widal mit Bertram Gentins ältestem Sohn das Haus ihres Mannes betrat. Der Konsul hatte sich unterwegs zu einer Geschäftsreise von ihnen getrennt. Am Bahnhofe wurden sie nur von dem alten Kutscher erwartet.

Agnes hatte, sich verwundert umsehend, gefragt: „Der junge Herr nicht hier?"

Der alte, im Dienste des Hauses ergraute Mann verneinte.

„Herr Johann sagte, ich solle allein fahren, Frau Konsulin."

Sie erwiderte nichts, aber Jürgen sah, wie es um ihren Mund zuckte.

Schweigend fuhren sie durch die schönen, altertümlichen Straßen.

Als sie dann mit Jürgen die breite, prächtig geschnitzte Treppe des prunkvollen Patrizierhauses hinaufschritt, wandte sie sich plötzlich zu ihm. Eine Sekunde schwebte ihre Hand fast wie zum Segen über seinem Haupt, feucht schimmerten die sonst so kalten, klaren Augen, aber in ihrem gewohnten Tonfall sprach sie: „Mögest du hier dein Elternhaus nicht zu schmerzlich vermissen."

Auf dem oberen Vorplatz kam ihnen ein hochaufgeschossener junger Mensch entgegen. Er empfing seine Mutter mit einer höflichen Verbeugung, nahm ihr den Schirm ab und küßte ihr die Hand.

„'n Tag, Mama!"

„Guten Tag, Johann! Begrüße deinen Vetter."

Aus Johann Widals scharfem, schlauem Gesicht glitt ein musternder Blick über Jürgen, dann ein Zucken der Lippen wie: „Na, Gott sei Dank, der ist nicht gefährlich",

und mit fast weltmännischer Gewandtheit streckte er ihm die Hand hin.

„'n Tag, Vetter!"

Jürgen erwiderte schweigend den übertrieben kordialen Händedruck.

Ein kalter Hauch durchwehte das schöne, großräumig angelegte Treppenhaus; ein kalter Hauch ging von der großen, schweigsamen Frau aus und von dem jungen, selbstsicheren Herrn, der nun eines weichherzigen, verwaisten Menschen Gefährte sein sollte.

„Komm, Jürgen, ich will dir dein Zimmer zeigen," sagte die Konsulin und ging auf die Treppe zum oberen Stock zu.

Johann kam ihr zuvor.

„Kann ich ja tun, Mama!"

Er faßte seinen Vetter burschikos unter den Arm und zog ihn treppan.

So ging denn Agnes Widal in ihr eigenes Zimmer. Dort setzte sie sich auf einen Stuhl und blickte um sich. Sie war eine Fremde unter Fremden. Wann in ihrem Leben wäre sie das nicht gewesen?

So saß sie und sann.

Die Konsulin Widal war die Tochter des Bürgermeisters einer mecklenburgischen Kreisstadt. Doktor Gentin hatte, als er nach langem Leiden starb, seiner Witwe und seinem einzigen Kinde ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Eben erwachsen, fand sich Agnes mit ihrer Mutter allein, deren Jugendlichkeit und lebendige Frische durch den lange kränkelnden, um vieles älteren Mann nicht gebrochen war. Der Tod des anspruchsvollen und beinahe immer gereizten Kranken mußte fast wie eine Erlösung auf die gewiß nicht herzlose und mitleidbare, aber noch lebenshungrige Frau wirken.

Sie war zunächst auf Reisen gegangen, nachdem sie Agnes für ein Jahr in Pension geschickt hatte. Und hier erreichte das kaum erblühte Mädchen eines Tages die Nachricht, die entscheidend für ihr ganzes Leben wurde. Ihre Mutter schrieb kurz, aber in kaum unterdrückter Freudigkeit, sie habe sich mit dem bekannten Schriftsteller Adolf Lüding verlobt und werde sich in kürzester Zeit wieder verehelichen. Diese Heirat und später die Geburt der kleinen Franziska machten es wünschenswert, die erwachsene Tochter erst nach zwei Jahren in das Elternhaus zurückkehren zu lassen.

Lange hatte es dem seelischen Empfinden des früh gereiften Mädchens unmöglich geschienen, die Mutter als Braut am Arm eines noch jugendlichen, schönen Mannes zu sehen, jetzt sollte sie die einst so verehrte und geliebte Frau als Mutter eines Kindes finden, einer Schwester, die einen anderen Namen als sie selber trug.

Als dann der Tag kam, an dem der zweite Gatte ihrer Mutter Agnes entgegentrat, als die kleine Franziska mit ersten unsicheren Schritten zu ihr strebte, als sie die Fülle harmonischen Glückes im Antlitz der Mutter las, die ihre Augen in einem leisen, beinahe scheuen Fragen auf sie richtete, von dem Tage an gab sich Agnes redliche Mühe, die Handlungsweise ihrer Mutter zu verstehen.

Das Leben dieser drei Menschen schien wie ein in Goldglanz getauchter Feiertag. Was konnte sie ihnen bedeuten? Den Alltag! — Was ihnen bringen? — Wie eine Fremde stand sie in diesem Kreis, in dem nur geistige Werte galten. Werte, die auch das Schwere flügelleicht machten. Und voll Staunen empfand sie die gänzlich veränderte Wesensart ihrer Mutter. Nicht einen Herzschlag aus ihrer ersten Ehe hatte die Frau in

diese zweite hinübergenommen. Ein völlig anderer Mensch war sie geworden, sie, die unerschöpflich und freudig gab und empfing. So war die Mutter vorher nie gewesen. Sie stand vor einem Rätsel und begriff nicht, wie ein Leben wie das ihres Vaters so spurlos ausgelöscht werden konnte. Er, der tüchtige, ernste Mann, der seine ganze Kraft seiner Vaterstadt gewidmet hatte.

Sie begann den Verstorbenen mit aller Glorie eines undankbar Vergessenen zu umkleiden und erblickte schließlich in der restlosen Hingabe ihrer Mutter an diesen zweiten Mann eine Treulosigkeit gegen den ersten, die sie als Unwürdigkeit empfand.

So blieb sie einsam.

Sie bemühte sich nicht um ein Verständnis für ihre Umgebung. Erst der ungeheure Schmerz ihrer Mutter beim frühen Tode Lüdings offenbarte ihr, daß sie unbewußt in der goldklaren Sphäre riesenstarker, selbstloser Liebe mitgelebt hatte.

So ging Jahr um Jahr. Es kam der Tag, an dem der Dichter Lüding sein letztes Lied sang. Es kam die Stunde, da Agnes die junge Schwester mit der Myrtenkrone krönte und von Bertram Gentin den Bruderkuß empfing. Und es kam der Tag, an dem sie selber den bräutlichen Kranz im Haar trug und Johann Peter Widal in sein Haus folgte. In dasselbe Haus, in das sie heute Franziskas verwaisten Sohn geführt.

Sie hatte ihren Mann nicht um seine Zustimmung gefragt. Bis zu der Minute, in der vom Vormund die Frage gestellt wurde, was mit den Brüdern geschehen sollte, fiel kein Wort über ihre Absicht. Jedoch als Jürgen, das verjüngte Ebenbild seines Vaters, vor ihr stand, wußte sie: Jetzt war die Stunde da, in der es noch einmal in ihre Hand gelegt war, ihrem Leben einen In-

halt zu geben. Und diese Stunde sollte nicht ungenutzt vorübergehen. Es war das erste erreichte Ziel, das ihr vom Leben gegönnt wurde.

Indessen ward Jürgen von seinem Vetter in ein helles, großes Zimmer geführt. Die Tür zum Nebenraum war offen und zeigte fast die gleiche Einrichtung. Nur stand dort an der Hauptwand nicht das Bett, sondern ein schönes Pianino.

„Hier sollen wir hausen. Zwar nicht zusammen, aber doch nebeneinander. Offen gesagt, ich bin froh, daß ich mein Zimmer für mich allein behalte, es hat gewisse Vorzüge — na, du erfährst es vielleicht mal."

Sie traten in das Nebenzimmer. Jürgen stand vor einem Haufen unordentlich durcheinandergeworfener Schulbücher.

Er nahm einige zur Hand und fragte: „Du bist wohl nicht weit vom Examen?"

Johann wehrte ab mit beiden Händen.

„Nur keine unvornehme Hast! Vorläufig fühle ich mich so noch ganz gemütlich."

„Willst du denn dein Maturum nicht machen?"

„Vielleicht! Warten wir mal, ob's im Rate der Götter beschlossen ist. Weißt du, ich bin ein Gegenwartsmensch. Gegenwart ist alles. Der lebe ich. Die nutze ich aus. Was später kommt? Das mag sich alles geschichtlich entwickeln."

Jürgen sah den großen, mageren Menschen, dessen blasses, spöttisch-schlaues Gesicht einen über seine Jahre reifen Eindruck machte, verblüfft an.

„Hast denn darüber du zu bestimmen?" fragte er verwundert über diese ihm so gänzlich fremde Art und Weise.

Johann lachte.

„Wer denn sonst? Meinst du etwa, mein alter Herr? Nee, mein Lieber! Der ist froh, wenn man ihn in Ruhe läßt. Wir beide sind uns in mancher Beziehung recht ähnlich. Und die Mama? Na, die weiß ganz genau: gegen das Widalsche Blut in mir kommt keiner auf."

Er wandte sich ab, warf den Klavierdeckel zurück und raste mit überraschender Technik ein wildes, verwegenes Tonstück herunter.

Jürgen verging fast der Atem. Seine Mutter hatte sehr schön gespielt. Der Vater, ein großer Musikfreund und Kenner, hatte keine Gelegenheit versäumt, mit seiner Familie gute Konzerte zu hören. So war Jürgen gewissermaßen in Musik aufgewachsen, jedoch diese wildgeniale Vortragsweise überwältigte ihn.

Johann lachte über sein erstauntes Gesicht.

„Mensch, du siehst ja aus wie 'ne Katze, wenn's donnert! Was ist denn los?"

„Du bist ja ein Künstler, Johann," sagte Jürgen erregt zu seinem Vetter. Dessen spöttische Züge wurden plötzlich ernst.

„Ach was!" murrte er verdrossen.

„Doch, Johann! Du müßtest Musik studieren, dich gründlich ausbilden lassen; bei solchem Talent."

„Nee, mein Sohn! Zu 'ner richtigen Ausbildung mit Üben und Büffeln bin ich zu faul. Und außerdem," er beschrieb mit seinen langen Armen einen Kreis, „was meinst du wohl, was dieser alte Kasten dazu sagte? Ein Widal auf 'm Podium statt auf 'm Kontorbock! — Das sollte mich nicht stören — ich pfeife auf alle sogenannte Tradition —, aber wie gesagt: ich bin zu faul."

„Das glaube ich dir nicht. Solche Fertigkeit, wie du sie besitzt, erreicht man nicht ohne Üben."

„Na ja! Na ja! Aber mit 'm Künstler ist es trotzdem nichts! Fühlen tu ich mich ja eigentlich so, und — im Vertrauen — du scheinst ja ein anständiger Kerl zu sein — ich nehme mir auch gewisse Rechte und Freiheiten eines solchen. Warum auch nicht? Meine alten Herrschaften können froh sein, wenn ich ihnen nicht durchbrenne."

Jürgen starrte ihn fassungslos an.

„Durchbrennen? — Deinen Eltern?"

Johann lachte laut.

„Ja, glaube nur nicht, das wäre ein Paradies hier, dies Haus! Du wirst schon was erleben. Namentlich, wenn du dich auf seiten der Mama stellst. — Doch sag' mal, was willst du eigentlich werden?"

Jürgen antwortete etwas verwirrt: „Da wir das Gut hergeben müssen, werde ich mein Maturum machen und dann Literatur studieren."

Johann pfiff durch die Zähne.

„Na, wie ich meinen Alten kenne, steckt er dich bombensicher ins Geschäft. Schon weil ich ein unsicherer Kantoniste bin. Den Plan kannst du aufgeben, lieber Junge."

Jürgen erschrak.

„Aber ich habe gar keine Neigung zum Kaufmann..."

„Neigung! Glaubst du, danach wird hier gefragt? Ich hab' auch keine Neigung, aber mein Schemel ist doch schon bestellt."

„Aber Onkel Gentin ..."

„Ach, Onkel Gentin. Der ist weit vom Schuß und froh, wenn er dich los ist. Hier regiert Johann Peter Vidal. Und was die Dickköppe wollen, wird seit bald zweihundert Jahren durchgesetzt. Meistens wenigstens," setzte er spöttelnd hinzu.

„So, nun komm, wir wollen mal deine Schätze in deiner Bude unterbringen."

Sie kramten und räumten, und manches boshafte Wort Johanns galt Jürgens Ordnungsliebe und seinen vielen Büchern.

„Mensch! Um Gottes willen, du hast ja mehr von den ollen Griechen, als ich im ganzen Leben Indianerbücher besessen habe! Interessiert dich denn das?"

Jürgen antwortete etwas pedantisch: „Wie kannst du das bezweifeln? Ich kann dir nicht sagen, wie mich Homer begeistert. Wie herrlich ..."

Johann hielt sich die Ohren zu.

„Verschone mich! Verschone mich! Ich kann dir gar nicht sagen" — äffte er nach — „wie begeistert ich war, als mich mein alter Herr vom Gymnasium auf die Realschule gab. Na, ich hatte mich um den Wechsel redlich bemüht. Was gehen mich die Alten an."

Jürgen ward blutrot. Und wie immer, wenn er verlegen und erregt war, begann er im Zimmer auf und ab zu gehen und laut zu sprechen. Mit reiner Freude redete er von seinen bisherigen Studien, pries die Schönheit der klassischen Sprache, die Kunst des Altertums, dankte seinem Großvater Lüding, der ihm Augen und Ohren dafür geöffnet. Er schwärmte, bis ihn Johann lachend unterbrach.

„Mensch! Professor! Wahrlich, du mußt einer werden!"

Jürgen blieb vor ihm stehen. Seine träumerischen blauen Augen glänzten. Fest sagte er: „Es gab nur eines: Papas Nachfolger auf Augustenhof oder Studieren. Heimlich hat's mir schon immer im Blut gesteckt. Und nun wird es durchgeführt."

Johann warf sich in einen Sessel und sagte trocken: „Der Alte erlaubt's im Leben nicht."

Er zündete sich eine der schweren russischen Zigaretten an, die er heimlich rauchte.

„Im Leben nicht," wiederholte er, den Rauch in die Luft blasend.

Jürgen sah ihn betreten an.

„Er ist ja nicht mein Vormund. Ich meine," fügte er verlegen hinzu, „dein Vater hat doch keine Entscheidung über meinen Beruf zu treffen."

„Lern du nur meinen Alten kennen. Du bist nun mal hier im Hause, da gibt's kein Maulspitzen. In großen Sachen nicht, verstehst du? In den kleinen Annehmlichkeiten des Lebens muß man ihn zu nehmen wissen, bei seinen schwachen Seiten fassen; das ist nicht schwer. Ich rate dir — herein!" unterbrach er sich auf ein leises Klopfen an der Tür.

Baum, der alte Diener, trat ein.

„Frau Konsul läßt die jungen Herren zum Abendessen bitten."

(Fortsetzung folgt)



Das Gold bei den Naturvölkern

Von Cornils Anders

Mit 4 Bildern

Wie Ophir, das sagenhafte Goldland der Bibel, das Ziel der Sehnsucht für die Menschheit der Alten Welt gewesen ist, so war es das gepriesene Land „Eldorado" für die europäischen Völker der beginnenden Neuzeit. Das wunderbare Goldland der Neuen, durch Kolumbus entdeckten Welt verdankte seinen Namen der romantischen Schilderung eines Indianers an Sebastian Belalcazar, einen Gefährten Pizarros, des Eroberers von Peru. „In meiner Heimat," erzählte er, „gibt es einen heiligen See, an dem sich alle Jahre Häuptling und Priester in feierlichem Aufzuge versammeln. Ueber die Steinstufen des Seeufers steigt der glänzende Zug auf Flöße, die man auf die Mitte des Sees rudert; dort versenkt man zu Ehren der Gottheit mit Goldgeräten gefüllte Gefäße und goldene Tierfiguren. Nach dem Opfer entkleidet man den Häuptling, salbt ihn mit wohlriechendem Harz und überstreut ihn ganz und gar mit Goldstaub. So vergoldet taucht der Häuptling in der Flut unter." Die Gier der Spanier machte den „Vergoldeten" hinfort zum Sinnbild der fabelhaften Schätze des goldreichen Landes, dessen natürlicher Segen Fluch und Untergang über die am reichsten begabten, hochkultivierten Rassen Amerikas heraufbeschwor.

Die Nachrichten von der Goldschmiedekunst der alten Amerikaner klingen märchenhaft. Am meisten taten sich neben den Peruanern die Chibchas darin hervor; die besten dieser Künstler aber wohnten im Gebiete von Guatavita in Kolumbien. Die größeren und kleineren Figuren, die sie schufen, pflegten sie wohl zu Gruppen zusammenzustellen. Idole, Trinkschalen aus Seemuscheln mit Goldrand und Schmucksachen in Form von Halb=

monden, Ohrgehängen, Nasenringen und Brustplatten waren begehrte Ware. Unter der Liste der von den Spaniern heimgesandten Beutestücke wird eine Scheibe aus Gold und Silber mit Laubwerk und Tierfiguren, sowie mit Mond und Sonne in erhabener Arbeit neben vielen anderen mit Edelsteinen und Perlen gezierten Schmuckstücken aufgezählt. Die größte Bewunderung der Spanier erregten jedoch gegossene goldene Vögel, die Kopf, Zunge und Flügel bewegten, Fische mit abwechselnd goldenen und silbernen Schuppen und achteckige Schüsseln, deren Abteilungen der Reihe nach aus Gold und Silber bestanden.

Die Eingeborenen wuschen zu jener Zeit das Gold entweder aus dem Flußsande, oder sie brannten die das edle Metall enthaltenden Felsen an, bis sie glühend wurden, und brachten sie durch aufgegossenes Wasser zum Zerspringen. Das zerbröckelte Gestein wurde dann in Mörsern zerstampft. Nach den Nachrichten von den künstlichen Gebilden muß die technische Fertigkeit der Indianer bedeutend gewesen sein, obgleich sie nur mit ganz dürftigen Werkzeugen aus Kupfer, Bronze, Holz und Stein arbeiteten. Zum Schmelzen verwendeten sie Tiegel aus Sandstein und mit Löchern versehene Oefen, in denen sie das zerschlagene Erz mit Holz und Kohlen anhäuften und einem scharfen Luftzug aussetzten. Vermutlich fügten sie dem Erz des leichteren Flusses halber noch Bleiglanz und Schwefelantimon bei. Auch auf das Löten verstanden sich die alten Indianer, sowie auf die Fertigkeit, die Metalle in gutem Verhältnis der Mischungen zu legieren. Das Gold enthält keine nennenswerte Kupferbeimischung, die Goldaltertümer von Peru zeigen aber bis zu 43,7 Prozent; der übliche Feingehalt bewegt sich zwischen 80 und 92 Prozent, gewöhnlich mit einem Zusatz von Silber.

Schmelztiegel verfertigten sich die Goldarbeiter aus einem mit Lehm und Kohlepulver überstrichenen Tuch, das Feuer wurde mit Röhren angeblasen, die Formen zum Gießen aus einer Mischung von Gips und Kreide hergestellt. Auch verstand man das Gold zu feinem Draht auszuziehen, der zu Filigranarbeiten und zum Verweben in Prunkgewänder gebraucht wurde. Vergolden konnten die Indianer wohl nicht, denn sie überzogen die zu schmückenden Gegenstände mit dünn gehämmerten Goldplatten.

Das Gold galt den alten Amerikanern als Tränen der Sonne und wurde deshalb vielfach zu Amuletten verarbeitet. Auf seiner vierten Reise im Jahre 1502 traf Kolumbus an den Waldküsten der Mündung des Rio San Juan, der die Scheide zwischen den heutigen Republiken Nicaragua und Costa Rica bildet, Indianer in Wattepanzern, über welchen sie an einer Halsschnur hängend adlerähnliche Platten aus mit Kupfer legiertem Gold trugen. Bei seiner weiteren Fahrt traf er auf Inseln und am Festland gänzlich nackte Bewohner, auf deren Brust große goldene Scheiben in Adlerform prangten; diese Stücke, die das Gewicht von zehn Dukaten hatten, gaben die Eingeborenen im Tauschhandel für drei messingene Schellen her. Die in der Folge nach Spanien gebrachte unermeßliche Menge von Goldgeräten aller Art — im ersten Vierteljahrhundert nach der Eroberung Perus wurde die Masse auf vierhundert Millionen Dukaten geschätzt — ist schon in damaliger Zeit in die europäischen Schmelztiegel gewandert, so daß man sich bis vor kurzem von den erwähnten Adlerscheiben keine Vorstellung machen konnte. Aus neueren Gräberfunden in Costa Rica, deren Goldwert in einem Fall auf fünfzigtausend Dollar geschätzt wurde, ist aber eine sehr schöne Sammlung solcher

„Adlerscheiben“, die nicht immer Adler, sondern in ähnlicher Grundform auch Fledermäuse und andere Geschöpfe versinnbildlichen, ins Berliner Museum gelangt.

Die alten Mittelmeervölker bezogen ihr Gold aus Aegypten, wo schon 1600 vor Christus das Gold bergmännisch gewonnen wurde, ferner aus den Ländern am Oberlauf des Senegal, vom oberen Indus und Satledsch im heutigen Tibet; Herodot sagte, die Inder hätten es in ledernen Säcken auf Kamelen von dorther geholt. Auch der Ural und die Nordabhänge des Altai lieferten Gold, ferner Phrygien und Lydien. Die Sage vom Goldenen Vlies von Kolchis hat ihren Ursprung in der Gepflogenheit, Schaffelle im Flußlauf zu befestigen und mit dem darin sich ansammelnden Goldstaub wieder herauszunehmen. Auf ähnliche Weise gewinnen die Neger am Senegal noch heute Gold: zur Regenzeit befestigen sie hohle Pflanzenstengel in den Gießbächen, in deren Innern sich Goldstaub und -körner festsetzen. Auch der Reichtum des lydischen Königs Krösus beruht auf dem Goldgehalt des Bodens seines Landes. Das Hauptgoldland für die alten Völker ist aber, wie jetzt zweifellos feststeht, das heutige Rhodesia in Südafrika gewesen, und zwar haben verschiedene neuere Forscher mit Bestimmtheit das biblische Ophir darin erkennen wollen. Mag immerhin der Begriff Ophir, den man auch mit dem lateinischen Wort A f e r für Afrikaner in Verbindung gebracht hat, auf irgend einen Hafen in Südarabien, möglicherweise den jetzt durch Sandbänke gesperrten Küstenort Moscha oder eine andere Stadt an Persiens oder Indiens Gestaden zutreffen, so hat doch die Annahme, daß das Gold selbst aus dem Sambesigebiet stammte und die betreffende Hafenstadt nur der Handelsplatz war, große Wahrscheinlichkeit.

Rhodesia ist zu allen Zeiten eines der goldreichsten Länder der Erde gewesen; man berechnet das Ergebnis der Alten aus einer einzigen Mine auf nicht weniger als sechshundertvierzigtausend Mark. Eineinhalb Millionen Tonnen Golderz sind allein aus den alten Goldwerken von Mtopota in Maschonaland herausgezogen worden. Zehntausende von Menschen müssen erforderlich gewesen sein, um diese ungeheuren Gesteinsmassen bei der Goldsuche fortzuschaffen. Hunderte von Quadratmeilen sind in verschiedenen Gegenden Rhodesias mit solchen Minen bedeckt, so daß also in alten Zeiten unzählige Millionen an Gold herausgeschöpft worden sind. Die ausgedehnten Städteruinen werden dem südarabischen Reich von Saba — eine Königin dieses Landes war mit König Salomo befreundet — zugeschrieben, und zwar in der Zeit um 1100 vor Christus. Es handelte sich hier nicht um eine Kolonisierungsarbeit, sondern man kam lediglich des Goldes wegen, raffte und schaffte, erwehrte sich durch Befestigungen der Eingeborenen und suchte sich im übrigen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Nach den Sabäern erschienen dort Phönizier und nach ihnen wieder Araber; jede Besitzergreifung dauerte Jahrhunderte lang, und die verschiedenen Völker haben ihre Spuren hinterlassen. 1505 bemächtigten sich die Portugiesen der reichen Gebiete, und 1575 schreibt Lopeza, daß, falls keine Verwicklungen mit feindlichen Eingeborenen stattfänden, die jährliche Goldausfuhr zehn Millionen Mark betrüge. Das Gold wurde in kleinen Booten nach Sofala und von da zu Schiff nach Arabien, Indien und Europa gebracht.

Nach Feststellung der Fundstätte verfuhr man bei der Goldgewinnung genau wie heute noch die Kaffern, die das Gestein durch Feuerbrände zermürben, worauf sie

mit Hacken kleine Stücke herausschlagen. Diese Quarzstücke werden dann zwischen Haufen Reisig geschichtet und geröstet, hinterher wird der gebrannte Quarz zerstoßen und der Goldstaub ausgewaschen. An den Flüssen sind Hunderte von Mörserlöchern in den Granit gearbeitet, an einem Punkt am Gwelofluß nicht weniger als sechshundert solcher Höhlungen.

Die heutigen Makalaka sind geschickte Metallarbeiter, sie haben manche technische Fertigkeiten anscheinend aus alter Ueberlieferung von den ehemaligen Bewohnern von Zimbabwe. Sie machen nach altem Muster ihre Goldschmelzöfen im Boden und versehen sie mit Luftschächten aus einem feinen Granitpulverzement, mit dem auch die Ofenwandungen von Zeit zu Zeit frisch ausgeschmiert und verdichtet werden. Zwischen solchen Schichten der uralten Oefen werden vielfach verschüttete Goldspritzer gefunden, Fehlgüsse und nicht geratene Schmuckstücke warf man achtlos wie belanglose Dinge fort; so reichlich war im alten Zimbabwe das Gold.

Die alten Künstler verstanden das edle Metall dünn auszuhämmern und zu feinstem Draht auszuziehen. Bronze- und Eiseninstrumente wurden dick mit Gold plattiert.

Das Gold der Alten gelangte auf dem Handelswege bis in die nordischen Länder, und zwar in Drahtform hauptsächlich im Austausch gegen Bernstein. Bei den damaligen „Wilden", den germanischen und slawischen Völkern, besonders in Südrußland, und ebenso in Irland bildete sich aber schon das Goldschmiedehandwerk aus. Die alten irischen Goldarbeiter, deren einst reiche einheimische Goldgruben auch heute noch nicht ganz erschöpft sind, zeichneten sich besonders aus; ihre Halszierate in Halbmondform mit Linienornamenten wurden durch den Handel über die gesamten nordischen Länder



Indische Goldschmiede bei der Arbeit.

verbreitet. Eine Besonderheit nordischer Goldindustrie sind die Brakteaten oder Regenbogenschüsselchen, hohle, mit einem Henkel versehene Schaumünzen, die um den Hals gehängt wurden. Ursprünglich reine Abformungen antiker, meist römischer Münzen aus dünngehämmertem Gold=

blech, wurden sie später zu freihändig herausgearbeiteten rohen Nachbildungen solcher Münzen. In Skandinavien wurden solche Schmuckstücke vom fünften bis zum zehnten Jahrhundert mit Vorliebe getragen.

Indien bringt selbst kein Gold hervor, aber seine Goldschmiede waren von alters her besonders geschickt, und ihre Leistungen sind Zeugnisse eines feinen Geschmackes. Als Beispiel diene die Herstellung der dort beliebten großen tropfenförmigen Ohrgehänge, die gleich einem gesträubten Igelfell mit feinen Goldstiftchen übersät sind, eine Arbeit, die nur durch unendlich mühseliges Anlöten zustande kommen kann. Ein einfacher Fellblasebalg, einige plumpe Eisennägel, Pinzette, Zange und Hammer bilden das gesamte Werkzeug des Meisters. Nachdem die Ohrbommel in ihrer birnenförmigen Tropfengestalt fertiggestellt ist, wird sie mit Kichererbsenbrei bestrichen, und die gleich lang geschnittenen Enden feinen Goldrahts werden einzeln mit einer Pinzette angeklebt. Nach Bestreichung mit einem Lötmittel werden die Stifte im Feuer endgültig befestigt, und das fertige Kunstwerk ist ein überaus zierliches Gebilde. Wie Metalle, so werden auch in Indien, Persien, Buchara und Samarkand geschliffene Steine mit Gold ausgelegt. Die mit dem Rädchen eingeschliffenen Zierlinien werden hernach mit Golddraht ausgefüllt und festgehämmert. In Madras beschäftigt sich die arme Kaste der Wadder damit, den Schlamm in den Gossenritzen des Basarviertels der Gold- und Silberschmiede mit einem fingerlangen Eisenstift herauszukratzen. Den mühsam gewonnenen Schlamm tragen sie in die Vorstadt, wo die Abfallreste des Goldstaubes wieder ausgewaschen und, mit Quecksilber amalgamiert, mittels Blasrohres im Kohlenfeuer geschmolzen werden. Das Quecksilber verdampft dabei,



Goldgewinnung aus Rinnsteinschlamm durch die Wadderkaste in Indien.

und eine kleine Kugel aus Gold und Silber bleibt zurück.

Auf Sumatra, besonders in den Padanger Hochländern trifft man eine hochentwickelte Goldschmiedekunst. Vornehme Leute auf Celebes schmücken sich mit schwerem, rotgefärbtem Goldgeschmeide; nach buginesischer Sitte wird die gelbe Farbe des Goldes nicht schön gefunden. Der Goldstaub wird in Federposen verwahrt und kommt so in den Handel. Zum Auswaschen aus dem Flußsand benützt man hölzerne Schalen, deren flach gebogene Tellermitten kleine, kaum fingerstarke Vertiefungen enthalten, in denen sich die schwereren Goldteilchen beim Waschen des Sandes ansammeln.

Ueber den Bergwerksbetrieb der alten Aegypter in Nubien berichtete Agatharchides um 150 vor Christus, daß Kettengefangene unter strenger Aufsicht die Felswand durch Feuer erhitzten, dann mit Brecheisen das Gestein lösten, worauf durch die kräftigsten Arbeiter der Stollen eingetrieben wurde, dem Streichen der Gänge gemäß bald rechts, bald links, bald auf- und bald abwärts. Die Arbeiter hatten Lämpchen vor der Stirn, halbwüchsige Jungen förderten das Erz hinaus und zerstampften es in steinernen Trögen. Der Grus wurde durch alte Männer auf einer Reihe von Handmühlen gemahlen. Auf geneigten Bretterlagen wurde dann das Steinmehl geschlämmt, der Sand wurde dadurch abgeführt und das liegenbleibende schwerere Gold nach möglichster Reinigung in verschlossenen Tiegeln mit Gerstenkleie, Blei und Zinn geschmolzen. Nach Diodor pflegte man einem kranken Kind das Haar abzurasieren und das Gewicht in Gold für einen Tempelfonds zu opfern, der mit zur Ernährung der heiligen Tiere diente. Alle alten Chronisten berichten von dem Goldreichtum



Goldgewinnung aus Schächten in Senegambien.

der Negerländer. Edrisi — geboren 1099 zu Ceuta — erzählt, in der reichen Stadt Ghana am Niger, wo der Hauptmarkt für Feingold bestand, wäre der Thron des Königs mit einer dreißig Pfund schweren Masse gediegenen Goldes geziert; seine Hofleute trügen das Haar mit Gold durchflochten. Der berühmte Reisende Leo Afrikanus, ein in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in Spanien geborener Maure, berichtet von dem aus Gold in Barren und Platten bestehenden, bis zu dreizehnhundert Unzen schweren Goldschatz des Herrschers in Timbuktu. Goldstaub galt als vornehmste Münze, und zwar gingen zu jener Zeit vierhundert indische Kaurimuscheln auf Goldstaub im Werte eines Dukaten. Hauptdurchgangsplatz für den Goldhandel nach dem Mittelmeergebiet war Agades, dessen Oberherr einen jährlichen Tribut von hundertfünfzigtausend Dukaten an den König des Sonrhayreiches, eines damals mächtigen Staatswesens am unteren Niger, bezahlte.

Zu Barths Zeiten war zu Timbuktu die Münzeinheit ein Mitkal Goldstaub zu drei- bis viertausend Kauris, während Lenz schon für den Mitkal mehr als zwei Taler, von denen jeder mehr als viertausend Kauris galt, zahlen mußte. Einen Mitkal nannte man zu Barths Zeiten das Goldgewicht, das dem Wert von sechsundneunzig Weizenkörnern oder drei- bis viertausend Muscheln oder zwei spanischen Talern entspricht, die durch Araber in Timbuktu in Umlauf gebracht waren. In Timbuktu kam damals das Gold mehr noch in Ringform als in Gestalt von Staub in Verkehr, für Aufbewahrung des Goldstaubes fertigten die Haussasattler eigene kleine Ledertäschchen.

Mungo Park sah 1796 als erster europäischer Forschungsreisender eine Goldwäscherei in Senegambien.

Aus etwa dreißig brunnenartigen, zehn Fuß tiefen Schächten, zwischen denen sich flache Regenpfützen befanden, wurde der Sand herausgeschafft; an einem der Wasserlöcher wusch eine Frau, der Mungo Park zusah, in einer Kürbisschale Gold aus. Bei jedem Umschwung warf sie etwas Sand und Wasser aus der Schale, bis die schwerere Masse von schwarzem Goldoxyd mit einzelnen Goldkörnern zurückblieb. „Sanu affili“ rief sie aus und zeigte ein Stückchen reines Gold etwa von einem Gran, das ungefähr 0,06 Gramm entspricht. Aus einer größeren Menge Kies fand die Frau in gleicher Zeit dreiundzwanzig Goldteilchen. Solche Wäscherei wurde nur zu Anfang oder Ende der Regenzeit betrieben, und es wurde Park versichert, daß man gelegentlich beim Waschen fingergroße Klumpen fände. Im sehr goldhaltigen oberen Nigergebiet bei Kumakana wird der Betrieb noch jetzt in derselben Weise fortgesetzt, dort legt man außer den schon erwähnten hohlen Pflanzenstengeln auch Röhrenknochen großer Tiere in die Flußbetten, damit sich Gold im Innern ansetzt. Zu Parks Zeiten verwahrten die Neger ihren Goldstaub in Federkielen, die sie mit Watte verschlossen und in ihrem Wollhaar aufbewahrten. Durch fleißiges Suchen konnte eine Person in einer Erntezeit Gold im Werte von zwei Sklaven finden. Ein Teil wurde zu plumpen Schmucksachen verwendet, ein anderer Teil ging für Salz aus dem Lande. Reiche Negerinnen trugen oft für etwa zwölfhundert Mark Gold an sich. Als Goldgewichte benutzte man kleine Bohnen, wovon dem Gewicht nach sechs auf einen Mitkal gingen. Jeder Neger, der auf den Markt wanderte, trug eine solche Bohne bei sich, um das gelöste Gold damit zu wägen.

Ein Teil der Guineaküste verdankt seinem Goldreichtum seinen Namen. Die Goldküstenhäuptlinge

schicken ihre Sklaven an die Fundplätze und zwingen sie, ihnen eine im voraus bestimmte Menge Goldsand abzuliefern. Weibliche Arbeiter nehmen den Sand in Empfang und besorgen das Auswaschen und Reinigen. Das Gold von Bassam und Assini ist sehr feinhaltig, es enthält durchschnittlich nur ein Zehntel Prozent Silber. Ein Akwet Gold wiegt zwei Gramm, sechs Akwet sind so viel wie eine Unze. Das Gold wird stets vor dem Kauf untersucht, und man trägt zu diesem Zwecke eine kleine Wage mit sich; die Gewichte sind für geringe Mengen kleine rote Körner von gleichem Gewicht. Die großen Goldklumpen werden als Fetische angesehen und kommen nicht in den Handel, sie werden als Schmuck- und Paradestücke von den Häuptlingen etwa in Gestalt der auf der Brust getragenen großen Sonnenscheiben angelegt.

Als zur Entdeckerzeit die Portugiesen von dem gewaltigen Reichtum der Neger Kenntnis erhielten, schickte König João II. 1481 den Don Diego d'Azembuja mit siebenhundert Mann nach der Goldküste. Die hochgestellten Erwartungen der Portugiesen wurden nicht enttäuscht. König Karamansa von Afutu, einem Ort, den man auf neueren Karten wie die Namen mancher anderen früher volkreichen Städte vergeblich sucht, da sie heute dem Erdboden gleich und ganz vom Walde überwachsen sind, trug Arme und Beine mit Goldplatten bedeckt, eine goldene Kette schmückte seinen Hals. Sein Bart war mit vielen lang herabhängenden Goldschnüren durchflochten, desgleichen Bart und Haar seiner Höflinge. Manche der schwarzen Weiber trugen an den bloßen Armen in große Platten auslaufende Ringe von Golddraht; die Platten schlossen mit gewundenem Knoten ab, sollten also wahrscheinlich die Köpfe zusammengerollter Schlangen vorstellen. Noch im Jahre 1902 wird von



Würdenträger von der Goldküste mit ihren massiv goldenen Sonnenscheiben.

dem überreichen massiven Goldschmuck berichtet, mit dem die Häuptlinge und ihre Frauen prunkten, ja, an Feiertagen sah man kaum ein nicht mit irgendwelchem Goldgerät geschmücktes Weib; die Häuptlingsweiber erschienen bei solchen Gelegenheiten geradezu mit Goldschmuck überladen.

Die Kunstfertigkeit der schwarzen Goldschmiede stand schon vor Erscheinen der Europäer auf sehr hoher Stufe, und die ersten Entdeckungsreisenden rühmten die köstlichen Filigranarbeiten und die mit Goldfäden künstlich durchwebten Stoffe, nach denen sich arabische Händler aus dem Binnenlande drängten. Die jetzt noch getragenen schweren Brust- und Kopfplatten der Häuptlinge haben in einzelnen Fällen bis tausend Mark Wert; diese Sonnen vorstellenden Herrscherabzeichen sind teils mit Flächenmustern, teils mit Tiergestalten, wie Krokodilen, Eidechsen oder dem beliebten Motiv der zusammengerollten Schlange, in erhabener Arbeit geschmückt. Die Häuptlinge verfügten bis in die neueste Zeit über einen goldenen Kronschatz; der goldene Stuhl von Aschanti, die dazugehörigen goldenen Aexte, Zepter und Sonnenschirme sind besonders bekannt gewordene Kleinodien dieser Art. Auch goldene Fuß- und Halsringe und Perlenketten aus Goldperlen, abwechselnd mit großen roten zylindrischen Karneolperlen, sogenannten Korallen, gehörten zur Repräsentierungsausstattung eines Häuptlings.

Der alte Holländer Bosman preist besonders aus feinstem Golddraht geflochtene Schnüre, die man in Holland sehr als Hutschnüre schätzte, und die so kunstvoll gemacht waren „dat de Goudsmids in Europa het beswaarlyk zouden namaken“. Ein im Berliner Museum ausgestelltes Muster einer solchen „Hutschnur“ bestätigt die Angaben des alten Guineafahrers. Als Bowdich

1817 Kumassi besuchte, standen bei Audienzen an hundert Prunkschirme über und um den König; sie waren aus scharlachroter, gelber und anderer buntfarbiger Seide gewoben und auf der Spitze mit Halbmonden, Pelikanen, Elefanten, Fässern und Schwertern aus Gold geschmückt, die Schirmstiele mit Goldblech überzogen.

Eine zum Gold gehörende Merkwürdigkeit Aschantis sind die Goldgewichte aus Messingguß in Gestalt von vielerlei Tieren, Vögeln, Insekten, Krokodilen und Schlangen, auf Stühlen sitzender oder allerlei Verrichtungen ausübender Menschen, von Schwertern, Häusern, Kähnen und noch anderen Dingen. Goldstaub war früher allgemeine Münze. Jedermann trug seine Wage und eine kleine Messingbüchse für den Goldstaub bei sich. Die Europäer sollen zuerst den Goldstaub mit Messingfeilspänen verfälscht haben. Die Goldschätze Aschantis sind heute von England aufgesogen, die immer noch sehr geschickten Goldschmiede von Akkra und Porto Seguro, die auf die Dampfer kommen, um ihre Tierkreisringe und niedlichen Filigranbroschen den Fremden anzubieten, kaufen ihr Gold im „Store“ des Weißen, in dessen Hände es endlich im Kreislauf des Handels geraten ist.



Vorläufer der Guillotine

Von Frank Wilhelm Beer

Mit 10 Bildern

Immer wieder werden meist zwei falsche Behauptungen zugleich aufgestellt, wenn es sich um die angeblich französische „Erfindung" der Guillotine handelt. Joseph Ignace Guillotin, dessen Name zur Bezeichnung des Fallbeils gewählt wurde, soll diese Köpfmaschine erfunden und selbst den Tod unter diesem neuartigen Werkzeug der Justiz erlitten haben. Beides entspricht nicht der geschichtlichen Wahrheit. Guillotin, in Saintes im Departement der Nieder-Charente am 28. Mai 1738 geboren, war Arzt und starb im Jahre 1814 am 26. Mai zu Paris eines natürlichen Todes. Der zu Lyon am 14. März 1794 mit dem genannten Werkzeug enthauptete Arzt Jean Baptiste Victoire Guillotin hatte nur den Familiennamen mit dem angeblichen Erfinder der „Köpfmaschine" gemein. In der Grabrede Joseph Ignace Guillotins erwähnte dessen Kollege Bourry, Guillotin habe in der Pariser konstituierenden Nationalversammlung am 1. Dezember 1789 nur „eine seit langer Zeit bekannte Maschine" angezeigt und für die Vollziehung künftiger Todesstrafen empfohlen. Als Guillotin der Nationalversammlung die schauderhaften Vorkommnisse bei öffentlich vollzogenen Hinrichtungen schilderte und für die Verwendung der später nach ihm benannten Maschine aus „humanitären Gründen" lebhaft eintrat, machten seine abstoßenden Darlegungen bei dem größten Teile seiner Hörer nur geringen Eindruck. Als er am 21. Januar 1790 seinen Antrag mit menschenfreundlicher Wärme wiederholte und darauf drängte, daß die durch die Gesetze ausgesprochenen Hinrichtungen künftig nur durch Enthauptung unter Anwendung des von ihm vorgeschlagenen Apparates er-

folgen sollten, bestanden abermals verschiedene Mitglieder der Versammlung auf der Beibehaltung der bisher üblichen grausamen, durch richterlichen Spruch gebotenen Art der Vollstreckung eines Todesurteils. Erst am 25. September 1791 wurden die Bestrebungen des Arztes gewürdigt, gesetzliche Kraft zu erhalten. Damit war indes noch nichts entschieden über die Art der Einrichtung des von Guillotin empfohlenen Werkzeuges. Noch im Jahre 1792 überreichte am 22. März der Anatom und Sekretär der Pariser Akademie der Wundärzte, der Leibmedikus des Königs, Antoine Louis, dem Justizminister ein Gutachten, worin der Mechanismus in der beabsichtigten Form dargelegt wurde. Louis fand es „unmöglich, sich einer schnellen und vollkommenen Vollziehung des Köpfens zu versichern, wenn man dieses Geschäft einer Person anvertraut, deren Geschicklichkeit aus moralischen und körperlichen Gründen nicht immer dieselbe sein könne". Er trat dafür ein, daß es für „die Sicherheit des Verfahrens notwendig sei, diesen Akt von einem unveränderlichen Apparat abhängig zu machen, dessen Kraft und Wirkung sich mit gleicher Zuverlässigkeit bestimmen ließe". Zu dieser Zeit bestanden über die Gestaltung der „Köpfmaschine" noch Zweifel. Besonders war es die Form des herabfallenden Beiles, worüber man sich nicht sofort zu einigen vermochte. Charles Henry Sanson, der Scharfrichter, mit dem sich Guillotin oft besprach, schildert in seiner Lebensbeschreibung, daß beide in alten Kupferstichen nach Vorbildern der neuen Maschine vergeblich gesucht hätten. Sie fanden nur die Mannaia, die sogenannte „Welsche Falle", die ihnen nicht ohne weiteres brauchbar schien. Als Sanson mit dem deutschen Mechaniker Schmidt über die neue Maschine sprach, sagte dieser: „Hören Sie,

maître Sanson, ich glaube gefunden zu haben, was Sie suchen" und entwarf eine Zeichnung des Messers.

Über die Form des herabfallenden Beiles hatte sich ein Mitglied der Akademie der Pariser Wundärzte, Sedillot, in einem Gutachten geäußert: „Fällt die Schneide des Beiles wagrecht herab, so faßt sie alle Teile des Halses eines darunterliegenden Verurteilten nach der Breite auf einmal und bleibt, nachdem der Kopf ab ist, auf dem Klotz liegen." Bei der von Sanson als geeignet befundenen und durch Guillotin vorgeschlagenen Maschine war die Schneide des Messers stark geschrägt. Im erstgenannten Falle wurde der Kopf abgehackt, im letzteren abgeschnitten. Nach dem Wunsche des Leibarztes Antoine Louis' entschloß man sich zur schrägen Form der Messerschneide, wodurch nach seiner Begründung diese Strafart „schnell und schmerzlos" vollzogen würde. Von diesem Augenblick an konnte nichts mehr die Ungeduld der Gesetzgeber zurückhalten, man stellte einen Dringlichkeitsantrag und bewilligte die zur Herstellung der Maschine nötigen Mittel. Schon vor der Annahme des Gesetzes hatte man sich mit dem Bau beschäftigt. Der Zimmermann Gaidon fertigte die erste Guillotine, wofür er fünfeinhalbtausend Franken forderte. Am 17. April wurde durch Sanson und seine beiden Brüder die Maschine im Gefängnishofe von Bicêtre an drei von der Hospitalverwaltung gelieferten Leichen probiert. Dabei waren die Ärzte Louis, Pinel und Cabanis zugegen. Die nach Schmidts Zeichnung angefertigte halbkreisförmig gestaltete Klinge versagte, während das schiefe Messer sich bewährte. Am 26. April 1792 erfolgte die erste Enthauptung eines Straßenräubers, Jacques Nicolas Pelletier, durch die Guillotine. Pariser Witz-

macher nannten den Apparat nach dem Namen des Leibarztes Antoine Louis Louison oder Louisette. Später erst setzte sich die Bezeichnung Guillotine durch. Ein Deutscher, Twiß, berichtete in seiner Reise nach Paris über eine Hinrichtung: „Zwei Scharfrichter, beide schwarz gekleidet, erschienen auf dem Blutgerüst neben der Guillotine. Der eine band ein Brett, vier Fuß lang, achtzehn Zoll breit und einen Zoll dick, an den Körper des Hinzurichtenden, während derselbe aufrecht stand, und befestigte es an den Armen, an den Beinen und um den Leib desselben, so daß es ihm von den Füßen bis fast ans Kinn reichte. Nachher wurde der Delinquent auf einer Bank auf den Leib gelegt, sein Hals in eine Öffnung gepaßt und nun der Strick gelöst, da dann das Beil herunterfiel und in einem Augenblick den Kopf vom Leib trennte. Der Kopf fiel in einen untenstehenden Korb, aus dem ihn einer von den Scharfrichtern bei den Haaren zog, um ihn dem Volke zu zeigen, worauf der Kopf nebst dem Körper in einen anderen Korb gelegt wurde. Die

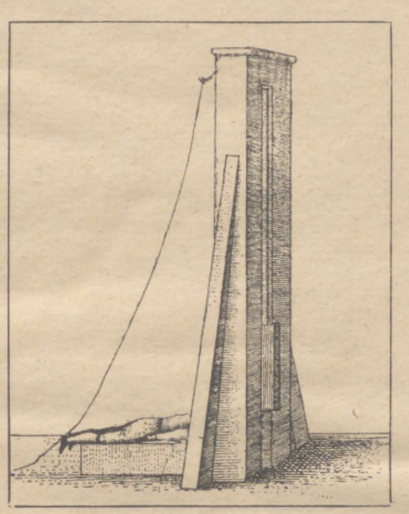


Abb. 1. Enthauptung durch die Guillotine zur Zeit der französischen Revolution.

Hinrichtung dauerte nur ein paar Minuten" (Abb. 1 und 2).

Bei einer später beschriebenen Hinrichtung stand die Guillotine auf einem mit roter Farbe gestrichenen Gerüst, das eine Stunde zuvor errichtet worden war. Der Verurteilte wurde, auf einen zweiräderigen Karren gebunden, im roten Hemd, rückwärts sitzend, dahin geführt. Er bestieg das Gerüst, und fast im gleichen Augenblick war sein Kopf gefallen. Der Berichterstatter, gleichfalls ein Deutscher, schrieb: „Diese schnelle Hinrichtung ist es allein, was erschüttert; kein Faden zerreißt so schnell, als jetzt der Tod hier das Leben eines Menschen endigt."

Seit der Einführung der Guillotine wurden jene oft unerhörten, wenn auch unbeabsichtigten Grausamkeiten unmöglich, mit denen sich die Justiz vergangener Jahrhunderte geschändet hatte. Vorgänge wie der folgende waren nicht selten. Im Jahre 1558 wurde zu Schweidnitz ein Schneider zum Tode mit dem Schwert verurteilt. Der Henker schlug den Unglücklichen in den Nacken; der schlecht getroffene Mensch fiel rücklings nieder, lebte noch und blutete nicht. Da hieb der Breslauer Nachrichter, der dabeistand, dem am Boden Liegenden von vorn in die Gurgel; auch dieser Schwertstreich trennte den Kopf nicht vom Leibe. Ein Henkersknecht mußte mit einem Messer das Haupt vom Rumpf abschneiden. Solche „Kunstfehler" riefen die Empörung des Volkes hervor, und nicht selten geschah es nach solchen verunglückten Hinrichtungen, daß der Henker in Gefahr geriet, erschlagen zu werden.

Wurde nun in Deutschland seit alters mit dem Schwert gerichtet, oder war eine andere Todesart herkömmlich? Ursprünglich wurde mit dem Beil geköpft.

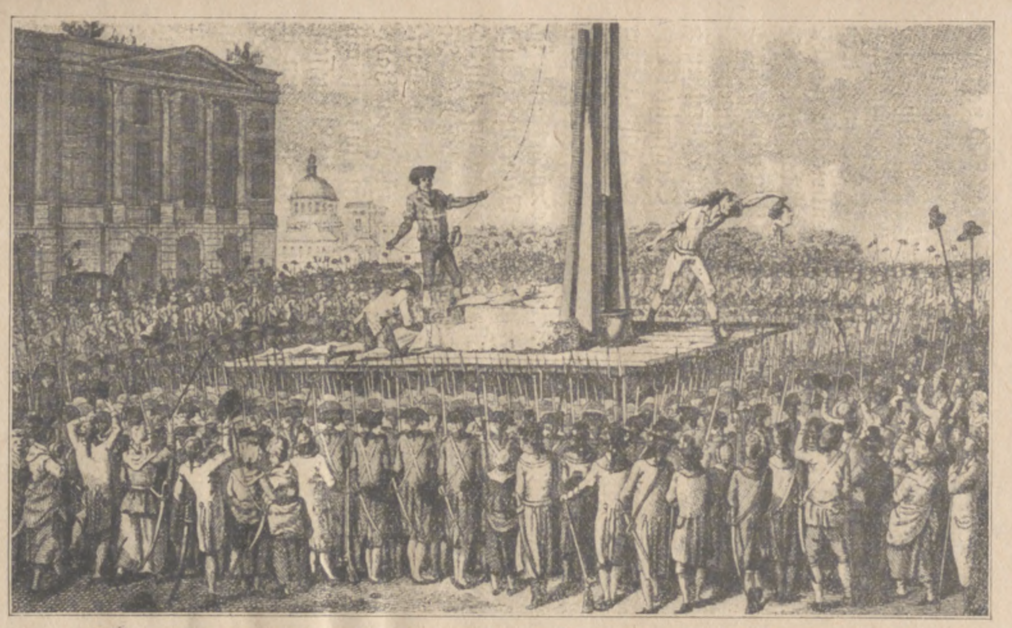


Abb. 2. Die Hinrichtung Ludwigs XVI. durch die Guillotine am 21. Juni 1793.
Nach einem gleichzeitigen Stich

Nach römischer Rechtsauffassung war das Beil verpönt; als nun das Römische Recht in unseren Landen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert festen Fuß faßte, verbreitete sich der gesetzliche Brauch, die Enthauptungen mit dem Schwert zu vollziehen. In den wilden Zeiten des Dreißigjährigen Krieges entwickelte sich die zum Gesetz erhobene Grausamkeit und Roheit, die für jedes unvertierte menschliche Gefühl ein ewig empörender Vorwurf jener Zeiten ist, da man Reißen mit glühenden Zangen, Lebendigbegraben und Vierteilung bei wachem Bewußtsein als rechtliche Strafmittel und Tötungsarten ansah. Es mutet eigen an, daß in einer früheren Kulturperiode menschlichere Hinrichtungsarten üblich gewesen sind. Noch im vorigen Jahrhundert war in Deutschland eine sprichwörtliche Redensart geläufig, die auf eine frühere Stufe der laut Recht und Gesetz geforderten Tötung hinweist: „Ehe ich das tue, lass' ich mir lieber den Kopf mit einer Diele abstoßen." In den Niederlanden brauchte man statt Diele das Wort: Planke. Zwischen dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert wurden in Deutschland Hinrichtungen mit einem Werkzeug vollzogen, das als später in Vergessenheit geratener Vorläufer der Guillotine anzusehen ist und das auf deutschem Boden früher als in anderen Ländern in Gebrauch war. Im Jahr 1233 war in der Gesetzgebung der damals noch deutschen und später belgischen Stadt Dendermonde unter der Bezeichnung „Planke" eine Vorrichtung zur Vollziehung der Todesstrafe vorgeschrieben. Wer eines todeswürdigen Verbrechens überführt war, „dem soll der Hals mit einem Brett, Planke genannt, abgestoßen werden", lautete die alte Rechtsbestimmung.

Aus dem gleichen Jahrhundert stammend, bestimmte

das Gesetz der obersächsischen Stadt Saalfeld im gleichen Falle: „Man sal yme den Halz abestoze mit einer Diele." Aus dem Jahre 1248 wäre noch die Stelle anzuführen: „Do liess der Kunig den Stiber das haupt mit tylen abstoßen." Stiber war ein böhmischer Edelmann, der einen Aufstand anzettelte. Um die gleiche Zeit war dieses Hinrichtungswerkzeug auch in Schwaben und mehreren anderen Gegenden des mittleren und nördlichen Deutschlands gebräuchlich. Eine im sechzehnten Jahrhundert geschriebene Chronik von Schwäbisch-Hall enthält die Nachricht: „Vor Zeiten geschah die Enthauptung in Deutschland nicht mit dem Schwert, sondern mit einem eichenen Holz oder Diele, woran ein scharf schneidendes Eisen war. Der Dielen sah aus wie ein Zwagstuhl, hatte an beiden Seiten Grundleisten, auf welchen der



Abb. 3. Zwagstuhl nach Jost Amman.

Diel, an dessen Ende sich ein wohlschneidendes Eisen befand, auffaß. Wenn nun der arme Sünder seinen Kopf auf das Brett gelegt hatte, gleich als wollte man ihn zwagen, so ließ der Trockenscherer (Strafvollzieher) ein Messer, welches an einem Seil hing, herabfallen und das unten angemachte Eisen stieß ihm den Kopf ab" (Abb. 7, 8, 9).



Abb. 4. Vorstufe der Guillotine. Die deutsche „Diele" als Enthauptungsgerät.

Der Zwagstuhl war ein zum Auflegen des Kopfes, den man beim Barbier, Scherer oder Bader waschen lassen wollte, bestimmtes Gestell, zu dem man auf zwei Stufen hinaufstieg; daher nennt die obige Stelle den Henker: Trockenscherer. Dieses „letzte Kopfwaschen" geschah als Massage verschiedentlich auch ohne Wasser, und die Ankündigung, einem den „Kopf trocken waschen" zu wollen, enthielt eine tödliche Bedrohung. Abbildung 3 ist einem Holzschnitt „Der Balbierer" von Jost Amman (1539 bis 1591) entnommen: Der Kunde wird auf dem Zwagstuhl kniend, behandelt; aus einem Gefäß, das an einem in der Wand befestigten Arm hängt, tropft Wasser auf den Kopf.

Zu den Vorläufern der Guillotine gehört eine Reihe von Enthauptungsvorrichtungen, die durch das Fehlen des hohen Gestells gekennzeichnet sind, zwischen dessen Balkenwerk das Beil auf den Nacken herabgleitet. Bei der Darstellung der Abbildung 4 setzt der Strafvollzieher eben mit der einen Hand das in den

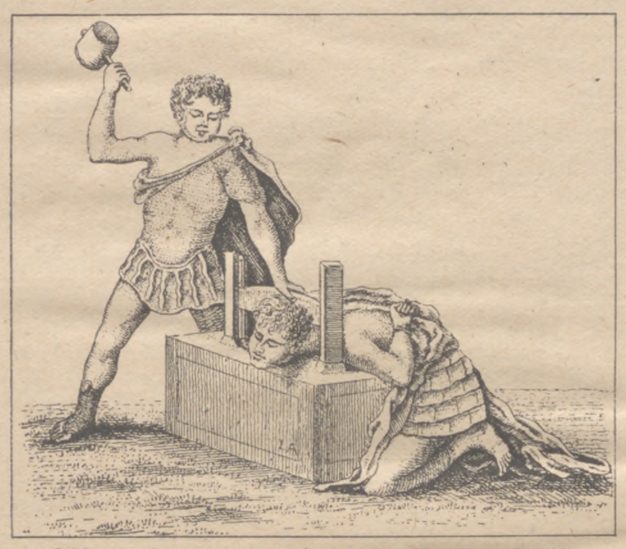


Abb. 5. Enthauptung mittels der „Welschen Falle".

Fugen des Gebälks bewegliche Beil über dem Nacken des zum Tode verurteilten knienden Mannes fest. Auf der Schulter des Henkers ruht ein walzenförmiger Hammer, mit dem er im nächsten Augenblick auf den „Kopf" des Eisens schlagen wird, um so die Trennung des Hauptes vom Rumpf zu bewirken.

Die Abbildungen 5 und 6 lassen die Art dieser Hinrichtungen erkennen. Diese einfacheren Formen der

„Diele", Planke oder „Welschen Falle", wie man diese Köpfvorrichtung nannte, ließen der Willkür und Grausamkeit des Strafvollziehers immer noch zu viel Spielraum. Der Schlag mit dem Hammer mußte mit großer Wucht geführt werden, wenn der Kopf mit einem Male fallen sollte. Den nächsten Schritt zur Vervollkommnung dieser Richtmaschinen zeigen die Abbildungen 7, 8, 9. Dem Wesen nach erscheint hier eine vollkommene „Guillotine" mit aufgezogenem Beil, dessen Seil der Scharfrichter oben gelöst hat und das nun herabfallen wird. Ein Unterschied besteht nur insofern, als der zum Tod Verurteilte nicht auf einem Brett liegt, sondern vor dem Block, auf dem der Hals ruht, kniet. Die sämtlichen Abbildungen entstammen Druckwerken aus dem sechzehnten Jahrhundert. Man darf sich jedoch nicht etwa durch das römische Kostüm der Gestalten in den Abbildungen 5 und 8 zu der Annahme verleiten lassen, daß diese Art der Hinrichtung schon den Römern bekannt gewesen wäre. Sie stellen die Tötung des Römers Titus Manlius im Sinne der zeitgenössischen Auffassung von 1573 so dar, als ob sie mit der damals gebräuchlichen Diele erfolgt wäre.



Abb. 6. Enthauptung mittels der „Diele".

Auch in Italien waren ähnliche Enthauptungsmaschinen gebräuchlich; meist solche, bei denen es üblich war, daß der Verurteilte kniend den Tod erwartete. Bei einer anderen Vorrichtung lag der Verbrecher der Länge nach hingestreckt unter dem fallenden,

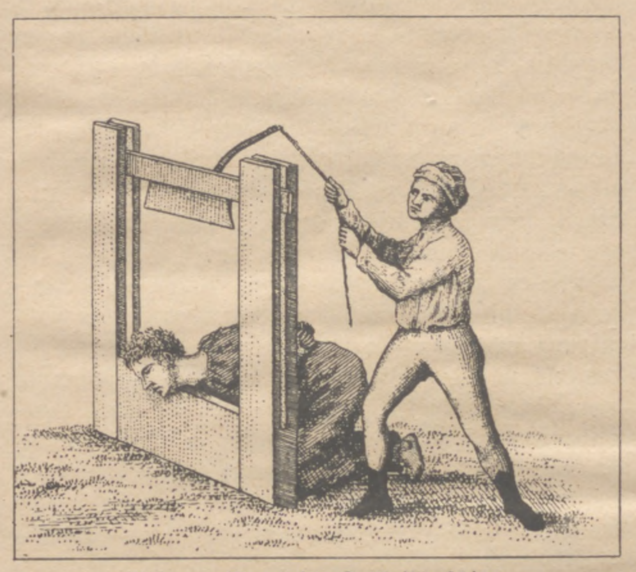


Abb. 7. Eine frühe Fallbeilmaschine.
Das Messer ist noch an der „Diele" befestigt.

durch ein schweres Gewicht herabgetriebenen Eisen. Unter dieser in Italien Mannaia genannten Maschine fand im Jahre 1599 Beatrice Cenci und ihre Familie den Tod. Mit der Mannaia, und nicht durch das Schwert, ist im Jahre 1268 der letzte Hohenstaufe Konradin von Schwaben nebst seinem Freunde Friedrich von Baden und zwölf Gefährten auf

dem Marktplatz in Neapel gemordet worden. Zu Mailand wurde noch 1702 der Banditenhauptmann Graf Bozelli mit diesem Werkzeug hingerichtet. Ein französischer Augenzeuge berichtete darüber, daß er selten etwas so Ausgezeichnetes gesehen habe; es sei zu verwundern, daß diese Art der Hinrichtung nicht auch in anderen Gegenden üblich sei. Nach seinen Angaben war das Beil einen Fuß lang, eineinhalb Fuß breit und mit mehr als hundert Pfund Blei beschwert; es schnitt nicht mehr als zwei Zoll in den Holzblock ein. Bei der Hinrichtung hatte der Scharfrichter nichts weiter zu tun, als den Strick durchzuschneiden, der das Beil hängend erhielt, solange er noch ganz war. Auch in England war eine Maschine ähnlicher Art noch im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts — wenn auch nicht allgemein — im Gebrauch. Die Veranlassung der Einführung war nach Pennant „das Bedürfnis des — Handels und der Wollmanufakturen von Halifax, in jenen Zeiten, wo die werdende Industrie noch durch wilde Angriffe gesetzloser Menschen gefährdet wurde, die man durch Schnelligkeit der Tötung abschrecken wollte". Das gleiche Todeswerkzeug — machine of death — wurde in Schottland die Jungfer — maiden — genannt. In Edinburg wurde sie durch den Regenten Merton eingeführt; er hatte sie zur Enthauptung des Lord Pennecuik bestimmt, der indes mit dem Leben davonkam. Das Schicksal wollte es, daß Merton im Jahre 1581 selbst unter der „Jungfer" verbluten mußte. Den seltsamen Namen erhielt dieses Werkzeug in Schottland, weil es so lange dauerte, bis damit in Edinburg eine Hinrichtung erfolgte. Auf eine eigenartige Weise wurde die Tötung an Menschen vollzogen, die man als Rinderräuber und Pferdediebe verurteilte. An dem

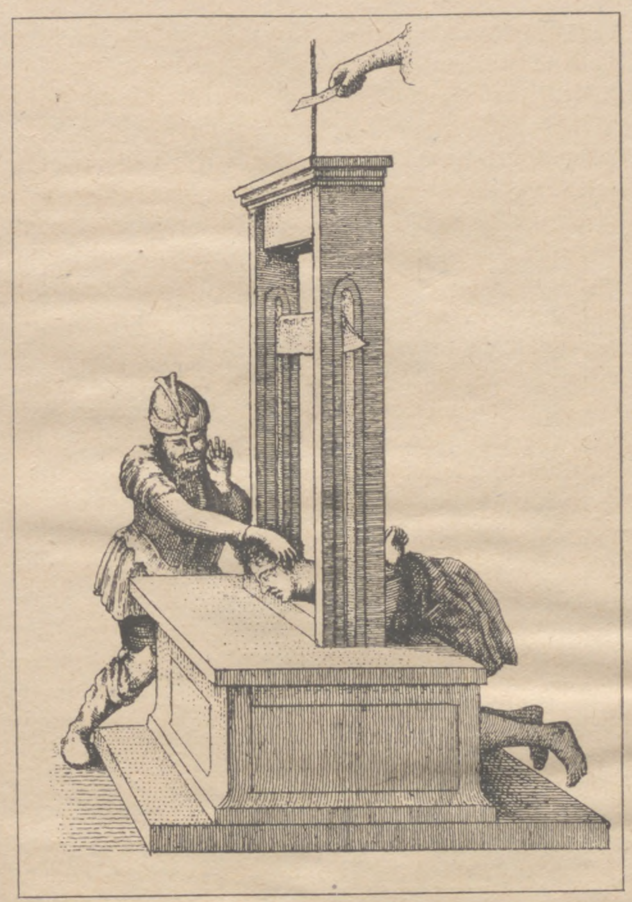


Abb. 8. Hinrichtung durch die Mannaia.
Nach dem Zerschneiden des Strickes fällt das Messer.

Strick, der das Beil schwebend hielt, wurde ein Ochse befestigt und so lange gepeitscht, bis der Strick zerriß

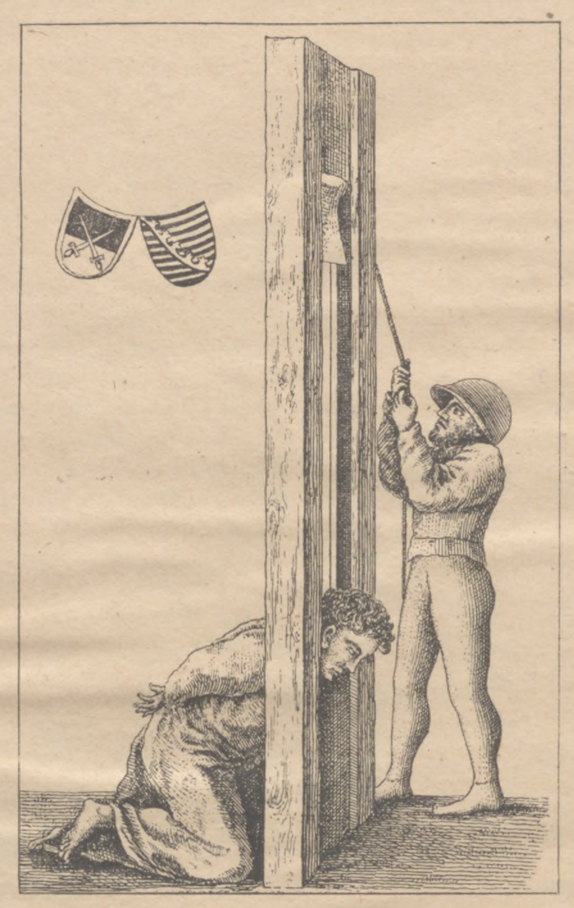


Abb. 9. Hinrichtung durch die Mannaia, genannt „Welsche Falle".

und das Beil auf den Hals des Diebes herabstürzte. In Frankreich verdrängte das Schwert die dort Doloire

genannte, seit dem Ende des Mittelalters zu Hinrichtungen gebrauchte Diele. Auf Betreiben- Richelieus wurde zu Toulouse im Jahre 1632 der Herzog von Montmorency damit enthauptet. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts geriet dieser Apparat in ganz Europa völlig in Vergessenheit. Merkwürdigerweise erhielt sich indes bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in Batavia, der Hauptstadt Holländisch-Ostindiens, eine Köpfmaschine im Gebrauch, die, früher aus dem europäischen Mutterlande dort eingeführt, der Guillotine auf das vollkommenste glich. Ob der französische Arzt Joseph Ignace Guillotin darüber unterrichtet war, ist nicht mit Gewißheit zu sagen. Das Verdienst, eine gesetzlich gebotene Todesart mit einem Werkzeug vollzogen zu sehen, das willkürlich oder unbeabsichtigt entstandene Mißhandlung ausschloß, ist das einzige, das ihm gebührt. Gewiß aber ist, daß zum ersten Male in Europa die Diele als Vorläufer der Guillotine in Deutschland zuerst erdacht und zu Hinrichtungen gebraucht worden ist. Erst die Einführung der römischen Rechtsgrundsätze, durch die so unendlich viel Wesens-

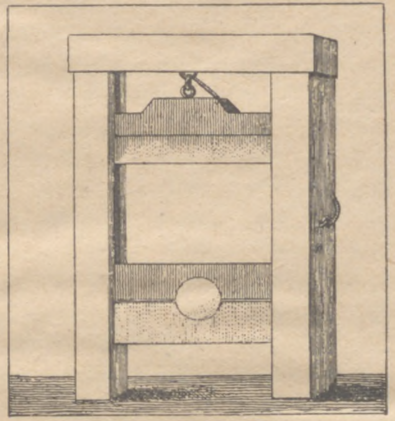


Abb. 10. Zum Knien eingerichtete „Diele".

Der Hals wurde durch die runde Oeffnung der Bretter gesteckt, das Fallmesser glitt an den Brettern vorüber.

fremdes in unsere Justizpflege kam, trat im Laufe der Zeit das Schwert an die Stelle einer Hinrichtungsart, die alle Zufälligkeiten ausschließt, wie sie durch die seelische und körperliche Verfassung eines Scharfrichters, der mit Schwert, Beil oder Erhängen am Galgen zu richten genötigt ist, immer wieder geschehen können.



Ewige Rätsel

Von Otto Durink

Die glänzenden Erscheinungen am nächtlichen Sternhimmel haben die Menschen zu allen Zeiten mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Und wenn auch im Laufe der Jahrtausende durch Messen, Rechnen und Beobachten die Rätsel immer weniger geworden sind, so ist doch noch genug Unerklärliches übrig geblieben. Niemand vermag mit unbezweifelbarer Gewißheit zu behaupten, daß auf anderen Planeten Geschöpfe leben oder nicht. Man kann die Möglichkeit mit mehr oder weniger zureichenden Erklärungen bestreiten oder zu beweisen suchen, aber in beiden Fällen ist nichts zu entscheiden. So ist es immer noch höchst fraglich, ob die auf dem Mars entdeckten auffälligen Erscheinungen, die sogenannten Kanäle, planvoll und künstlich von Lebewesen errichtete, gewaltig ausgedehnte Bauwerke sind oder auf Täuschungen der Wahrnehmung beruhen. Seit der letzten, günstigsten Beobachtungsgelegenheit haben sich beachtenswerte Stimmen gemehrt, daß es sich nicht um „Kanäle" handelt. Die allerfeinsten der als Kanäle angesehenen Linien auf dem Mars müßten dreißig Kilometer breit sein; andere erreichen die Ausdehnung des Mittelländischen Meeres. Doch den gegenteiligen Behauptungen steht die hartnäckig verteidigte Ansicht gegenüber, es seien trotzdem künstliche Anlagen.

So ist auch unter einbildungskräftigen Leuten die Annahme verbreitet gewesen, daß gewisse Lichterscheinungen auf der Nachtseite des Mars, von der zeitweilig kleinere Teile gesehen werden können, „Signale" gewesen seien, die von diesem Weltkörper zur Verständigung mit unserem Planeten gegeben würden. Da sie jedoch immer nur an den gleichen Stellen zu erblicken

waren, erklärte man sie als beleuchtete Bergspitzen oder sonstige hochgelegene, vom Licht der untergehenden Sonne beschienene Flächen.

Seit kurzer Zeit besteht für die Anhänger der Auffassung, nach der Mars, Venus oder Jupiter bewohnt seien, ein neuer Anlaß zur Verteidigung ihrer Ansicht; man spricht abermals von „Signalen", die uns die Marsleute oder Venusbewohner zusenden, um ihr Dasein für die Erde gewiß zu machen. Diesmal soll eine der modernsten Techniken als Mittel der Verständigung dienen. Von den großen Funkenstationen für drahtlose Telegraphie sind schon vor 1914 bisher unerklärliche, „anscheinend sinnlose" Unterbrechungen der Signale beobachtet worden. Und zwar geschah dies sowohl bei Tage wie während der Nacht. Marconi, der sich um die drahtlose Telegraphie verdient gemacht hat, soll sich Anfang Februar mit einem Vertreter der „Daily Mail" über diese „Telegraphie aus dem Unbekannten" unterhalten und erklärt haben: „Wir hören gelegentlich klare Töne und Zeichen, die von irgendwoher außerhalb der Erde kommen mögen. Sowohl in England wie in Amerika hat man dies zur gleichen Zeit, in gleicher Form und gleicher Stärke wahrgenommen. Es ist festgestellt worden, daß einige dieser Unterbrechungen häufiger erscheinen als andere, jedoch in keinem Fall ließ sich aus diesen Störungen irgend eine bestimmte Nachricht erkennen. Diese Zeichen wurden gleichzeitig in London und Neuyork bemerkt; das scheint darauf zu deuten, daß sie von einer großen Entfernung ausgegangen sein müssen, mit der verglichen die Entfernung zwischen London und Neuyork — etwa dreitausendzweihundert englische Meilen — verhältnismäßig klein ist. Bis jetzt fand sich noch nicht der geringste Anhalt für den Ursprung der

Unterbrechungen. Sie mögen vielleicht von irgend einer natürlichen Störung in großer Entfernung, etwa einer Eruption der Sonne, herrühren, die eine große elektrische Störung verursachen könnte." Auf die Frage, ob es möglich sei, daß diese Zeichen von einem anderen Planeten stammen könnten, soll Marconi erwidert haben: „Es kann sein, es kann aber auch nicht sein. Wir müssen weiter darauf achten, bevor man eine genauere Erklärung wagen kann."

Es gehört nun einmal zum heutigen „Betrieb", „höchst interessante" Nachrichten ungebührlich aufzubauschen, und so konnte man denn bald überall lesen: „Marconi erklärt, diese ebenso geheimnisvollen als wunderbaren Funkensignale kämen möglicherweise von den Venus- oder Marsbewohnern!" Diese Mitteilung klang deshalb höchst unwahrscheinlich, weil damit der Techniker Marconi in einem durchaus falschen Licht erschien; es war geradezu unbegreiflich und unglaublich, daß er solche Äußerungen gemacht haben sollte, die höchstens ein Laie wagen konnte. Erst nachdem diese unsinnigen Schilderungen mehr oder weniger ausgeschmückt von allen Zeitungen gebracht worden waren, verwahrte sich Marconi gegen die „phantasievollen Auslegungen radiotelegraphischer Störungen" und erklärte zugleich, daß er keine derart irreführenden Äußerungen getan habe. Er betonte entschieden, daß solche Spannungsänderungen, die als elektromagnetische störende Zeichen überall und zu allen Zeiten des Jahres in unregelmäßigen Abständen wahrgenommen werden, *vielleicht* in der Sonne entstanden sein könnten, *wenn sie überhaupt aus Zonen jenseits der irdischen Atmosphäre stammen.* Nicht weniger unmißverständlich drückte er sich weiterhin aus, indem er be-

hauptete, daß nichts zu der Annahme oder dem Glauben berechtige, daß es sich um Signale handeln könne, die von Marsbewohnern oder irgend einem anderen Planeten abgegeben worden seien.

Ob nun als Ausgangspunkt solcher Tatarenmeldungen eine Marconi-Gesellschaft jenseits des Kanals zu betrachten ist, der es um eine handfeste Reklame zu tun war, oder wieweit solche Darstellungen dadurch bestimmt worden sein mögen, daß der Mars in nächster Zeit der Erde nahe stehen wird, soll hier nicht weiter geprüft werden.

Seit November vorigen Jahres sieht der Planet Mars im Sternbild der Jungfrau, aus dem er erst Ende Juli 1920 heraustreten wird. Im Februar erschien er dort zuerst vor Mitternacht und nachher am Abendhimmel über dem südöstlichen Horizont; in größere Erdnähe gelangt er jedoch erst am 28. April. An diesem Tage steht er von der Erde nur 87,158 Millionen Kilometer entfernt. Günstiger für die Beobachtung wird die Zeit vom 18. bis 19. Juni 1922 und noch besser vom 22. bis 23. August 1924 sein; in der letztgenannten Nacht erreicht der Mars seinen erdnächsten Stand während des ganzen zwanzigsten Jahrhunderts, er wird dann nur 55,73 Millionen Kilometer entfernt von uns stehen. Die Hoffnungen für entscheidende Beobachtungen dieser „zweiten Erde" sind deshalb begreiflicherweise groß bei den Astronomen.

Nach weiteren wilden Pressenachrichten sollen in nächster Zeit Versuche gemacht werden, ähnliche Signale, wie sie als Störungen bei den großen Funkenstationen aufgetreten sind, in den Weltraum hinauszufunken „als Antwort" für die mutmaßlichen Bewohner fremder Welten.

Wie ernst man seit je den Gedanken genommen hat, daß auch auf anderen Planeten „denkende Wesen" leben, ist durch verschiedene, teilweise hohe Stiftungen bezeugt, die größtenteils bei der Pariser Akademie niedergelegt sind, und deren Beträge dem zufallen sollen, dem es als erstem gelingt, technische Mittel zu finden, um eine Verständigung mit den mutmaßlichen Bewohnern anderer Nachbarwelten herbeizuführen.

Wenn heute auch die Theorien und die darauf begründeten Erklärungsversuche andere geworden sind als in vergangenen Jahrhunderten — der Gedanke an die Möglichkeit, daß andere Weltkörper bewohnt sein könnten, ist geblieben. So glaubte man zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts und noch im folgenden, daß vor allem der Mond und der Jupiter bevölkert wären. Der Mars als „feuriger Planet" schien damals höchstens Elementargeistern des Feuers als Aufenthalt dienen zu können, denn auf dem Mars sollten „immerfort greuliche Brände und Dämpfe wüten". Man glaubte, daß auf dem Mond schwerlich „denkende Wesen" leben könnten, denn das wegen seiner Feuchtigkeit auf die irdische Vegetation einwirkende „Gestirn" sollte fast völlig von Wasserfluten bedeckt sein; man nahm an, daß es „wütend hin und her wallende Wasserwogen, Wirbel und hoch aufgetürmte Wasserberge" auf dem Monde gäbe. Fraglich schien allerdings auch in diesem Falle, ob nicht am Ende doch Geister — „Elementargeister des Wassers" — auch auf dem Monde hausen könnten; aber den meisten Gelehrten schien dies doch nur ein Wahn zu sein. Als man auf dem Mond die zahllosen Berge und Täler und große flache Landstrecken durch das Fernrohr erblickte, fand der Gedanke immer mehr Raum, daß auf diesem Planeten denkende Wesen und

andere Geschöpfe leben und schöne Gewächse dort gedeihen könnten. Heinrich Seyfrid schrieb 1679 in einem populären Werk: „Die vornehmsten Gelehrten ließen sich bedüncken, die Gestirne wären eben nicht allein zu dem Ende geschaffen, daß sie bloß allein dem Menschen zu Dienst den Erd-Kreis erleuchteten: sintemal kein Haus-Vatter seinem Haus-Gesind eine Fackel anzündete, die größer wäre als das Haus selber. Es stritte wider die Allmacht und Fürsehung Gottes, so man spreche, daß das unermäßliche Gestirn, und mächtige Stern-Kugeln aller Inwohner leer sein sollten."

Die Idee, daß der Mond bewohnt sein könne, setzte sich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr durch. Die Forschungen des 1723 geborenen Tobias Mayer, der als Begründer der wissenschaftlichen Mondgeographie gilt, verlieren nichts von ihrer großen Bedeutung, weil er behauptete, eine große Stadt auf dem Mond entdeckt zu haben. Auch Fraunhofer glaubte noch daran, daß Festungen im Mond zu sehen wären. Andere hatten Landstraßen und Kanäle dort gefunden. Franz Paula Gruithuisen, der von 1774 bis 1852 lebte, veröffentlichte in Kästners Archiv, einer damals hochangesehenen wissenschaftlichen Zeitschrift für Mathematik und Physik, einen aufsehenerregenden Aufsatz über seine Mondforschungen; Gruithuisen, der seit 1826 als Professor der Astronomie an der Münchener Universität wirkte, wollte viele deutliche Spuren der Mondbewohner, besonders aber ein „kolossales Kunstgebäude" auf dem Mond entdeckt haben. Er schrieb darüber 1824: „Es müßten bei uns die Weinberge, Wiesen, Sommer- und Wintergetreidefelder und Wälder bunt durcheinander ebenso aussehen, wenn man sie vom Monde aus betrachtete." Er wollte den uns benachbarten Weltkörper

durchaus mit menschlichen Wesen bevölkert wissen. Erst seit der Zeit, da die teleskopische Beobachtung der Gestirne aufkam, gewahrten Tobias Mayer und andere Forscher und später im neunzehnten Jahrhundert der 1846 gestorbene Bessel, daß der Mond keine Atmosphäre habe. Man behauptete, daß es auf dem Mond weder Wolkenbildungen noch Schnee auf den hohen Bergen und an den Polen gäbe; der phantasievollen Auffassung war nun eine allzu nüchterne gefolgt. Wenn nun auch in Fachkreisen die Auffassung sich festigte, daß der uns zunächst liegende Weltkörper nicht bewohnt sein könne, so erhielt sich wie gewöhnlich der Glaube daran in der Laienwelt, und zwar glaubte man um so hartnäckiger daran, je grundloser solche Annahmen waren. Es ist dies eine Erscheinung, die auch für spätere Zeiten gültig zu sein pflegt, denn naturnotwendig dringen die Ergebnisse gelehrter Forschung meist dann in „breitere Kreise", wenn sie bereits überholt sind.

Durch die außerordentlich fruchtbare Tätigkeit der beiden Astronomen Herschel, Vater und Sohn, erwachte allerorten größere Teilnahme an den wunderbaren, ewig neu anziehenden Himmelsforschungen als je zuvor. Der Name Herschel war für die Welt von einem Glanz umgeben, wie er Gelehrten nur selten zu erleben vergönnt ist. Die Riesenspiegelteleskope des älteren, 1738 geborenen Friedrich Wilhelm Herschel wurden als Wunderwerke überall angestaunt; war es ihm damit doch gelungen, am 13. März 1781 einen neuen Planeten, den Uranus, zu entdecken. Dies war der erste Fall dieser Art, solange menschliche Aufzeichnungen reichen, und der Eindruck auf die Zeitgenossen war ungeheuer. Der ältere Herschel unternahm jene in ihren Ergebnissen bewunderungswürdigen Streifzüge in das unermeßliche Ster-

nenreich jenseits unseres Sonnensystems, die seinem Namen Unsterblichkeit sicherten. Dieses größten astronomischen Entdeckers einziger Sohn ist John Herschel, geboren am 7. März 1792, ein „Himmelsforscher von Gottes Gnaden" und würdiger Erbe des Ruhmes und der Instrumente seines Vaters. Die Stimmung, man darf ohne Übertreibung behaupten, die gewaltige Erregung, mit der man in allen Kulturländern die Forschungsergebnisse John Herschels verfolgte, findet heute kein Beispiel. Als man erfuhr, daß John Herschel zur Erforschung des so gut wie unbekannten südlichen Sternenhimmels mit einem neugebauten Teleskop nach dem Kap der Guten Hoffnung zu reisen gedachte, stieg die Erwartung aufs äußerste. In allen Blättern wurde darüber geschrieben, daß in diesem, der Beobachtuung so überaus günstigen Klima bei meist wolkenlosem Himmel weit größere Entdeckungen möglich sein würden als je zuvor in Europa. Dazu gesellten sich Schilderungen der völlig neuen Konstruktion von Herschels Spiegelteleskop.

Endlich ward bekannt, daß der Forscher sich im November 1833 mit seiner ganzen Familie nach Südafrika einschiffte, und dann hörte man, er habe am 16. Januar 1834 den Boden des Landes betreten. In einem Flecken, nicht weit vom Tafelberge bei Kapstadt, wurde die Sternwarte errichtet. Spärlich liefen nun die Nachrichten ein. Es hieß bald: „Nie hatte vor Herschel ein menschliches Auge diesen Reichtum erschaut. Denn bis dahin waren nur gelegentlich schwache Fernrohre auf den südlichen Himmel eingestellt worden. Überall, wohin der Blick sich nun wandte, in jeder Himmelsregion, worauf das mächtige Teleskop gerichtet wurde, zeigten sich neue, wunderbare Gebilde, kam es zu Entdeckungen über Ent-

deckungen. Seit den Tagen der Magellanschen Weltumseglung wußte man, daß am südlichen Himmel zwei hell glänzende Wolken unter den Sternen stehen, aber es war nichts Näheres über diese wundervolle Erscheinung bekannt. John Herschel richtete sein gewaltiges Teleskop auf diese glänzenden ‚Wolken' und fand, daß sie wunderbare Zusammenfassungen von Nebelflecken, Sternhaufen und Sternen seien. Die größte Wolke enthielt allein 582 Sterne, 291 Nebelflecke und 46 Sternhaufen, die kleinere 200 Sterne, 37 Nebelflecke und 7 Sternhaufen." Und man erfuhr, daß alle Sterne in dieser Wolke Sonnen seien, gleich unserer Sonne, daß die Sternhaufen wieder Ansammlungen solcher Sonnen bildeten, und daß die Nebelflecken wahrscheinlich aus glühenden, selbstleuchtenden Gasen bestünden und werdende Weltensysteme seien. Ein wahrer Rausch ging damals nach den ersten Nachrichten durch Europa. Und man glaubte sich erst am Anfang noch gewaltigerer Entdeckungen und unglaublicher Überraschungen.

Was bis zum Jahre 1836 über Herschels unermüdliche Beobachtungen in der Öffentlichkeit, abgesehen von Berichten in wissenschaftlichen Zeitschriften, bekannt geworden war, erlaubte noch keine Nachprüfung durch Arbeiten von ihm selbst; man war auf gelegentliche populäre Auszüge angewiesen. Da erschien 1836 in Hamburg eine kleine Schrift: Sir John Herschels „Entdeckungen, den Mond und seine Bewohner betreffend". Dieser Darstellung war ein ungeheurer Erfolg beschieden, weit mehr als den bis dahin verbreiteten Darstellungen über die Durchforschungen des südlichen Himmels mit seinen schier unendlichen Welten. Einer kurzen astronomischen Einleitung über den „treuen Begleiter unserer Erde" folgte eine längere, bis ins ein-

zelne gehende Darstellung des nach Herschels Angaben zur Beobachtung hergestellten Instrumentes und seiner Wirkungsweise, womit diese unerhörten Entdeckungen gemacht wurden. Die Grundsätze der Konstruktion des Riesenspiegelteleskops und der Hilfsapparate wurden genau entwickelt, um alle Vorzüge dieser scharfsinnigen Erfindung überzeugend klarzumachen.

Als Gewährsmann der folgenden Schilderungen war Dr. Andrew Grant genannt, ein Pflegesohn des älteren und unzertrennlichen Gehilfen des jüngeren John Herschel, dem er als Sekretär nach Kapstadt gefolgt war. Es fehlte auch nicht die Bestätigung der aufregenden Beobachtungen durch „Beglaubigung der Civil- und Militärbehörden der Colonie und von verschiedenen bischöflichen, wesleyanischen und anderen Geistlichen", welchen im März 1836 von Herschel der Besuch des Observatoriums gestattet wurde, um dort Augenzeugen der erstaunlichen Wunder zu werden. Den einzelnen Beschreibungen wurden Ortsangaben nach Bluntschen Mondkarten zugrunde gelegt, um die Gegenden danach genau feststellen zu können. Nun folgte die Schilderung der einzelnen Entdeckungen.

In der ersten Nacht zeigte sich den entzückten Augen der Forscher ein prächtiges Basaltgebirge, an dessen grünen Abhängen sich ausgedehnte Waldungen hinzogen. Später fand man Kristallformationen, ungeheure rote Amethyste von 60 bis 90 Fuß Höhe, die im Sonnenlichte erglühten, und an anderen Stellen Hügel, die mit großen Quarzkristallen von so reicher gelber und orangegelber Farbe besät waren, daß man sie anfänglich für Flammenpunkte hielt. Am Ufer des Festlandes ragten Quarzfelsen turmartig aus der blauen Tiefe des Meeres, gleißend in der Sonne wie Saphire; das ganze Ufer war auf Hunderte

von Meilen mit gedrängten Reihen dieser schimmernden, unerreichbaren Juwelen besetzt. Die üppige Vegetation und die Bäume der gewaltig ausgedehnten Wälder glichen in vielem den auf der Erde heimischen; aber auch absonderliche, rotblühende Mondpalmen, sowie melonentragende Bäume nahm man wahr. Über zahllosen Seen und Flüssen von grandioser Ausdehnung flogen rot und weiß gefiederte pelikan- und kranichähnliche Vögel. In weithin gedehnten Steppen zogen bisonartige Rinder, Elen- und Renntiere dahin. Auch Schafe in unermeßlicher Zahl weideten auf grünem Gelände. Merkwürdig fand man die Kopfbildung einzelner Tiergattungen; am vorderen Teil des Kopfes zog sich oberhalb der Augen quer über die Stirn ein großer fleischiger beweglicher Wulst, der sich bis zu den Ohren erstreckte. Der Verfasser erklärte sich diese eigenartige, den Geschöpfen unserer Erde fremdartige Bildung als naturgegebene Schutzvorrichtung gegen das blendende Sonnenlicht. Auch ein bläulich-bleifarbenes Säugetier von der Größe einer Ziege mit einem einzigen nach vorn gekrümmten Horn zeigte sich herdenweise an steilen rotfarbenen Abhängen der Bergwaldungen. Man fand diese Geschöpfe, die auf unserer Erde als Fabeltiere gelten, nach Blunts Karte zwischen dem Mare foecunditatis und dem Mare nectaris, und der Verfasser bezeichnete dieses Gelände als „Tal des Einhorns". Wenn auch die ganze Tier- und Pflanzenwelt in vielem jener auf der Erde glich, so beobachtete man doch auch höchst überraschende und unerwartet absonderliche Bildungen; darunter waren die seltsamsten ein bärenartiges Tier mit Hörnern und ein zweifüßiges Wesen, das einem Biber glich. Dieses Wundertier besaß jedoch keinen Schwanz und ging aufrecht auf zwei Beinen. Es trug seine Jungen auf

den Armen gleich dem Menschen, und sein Gang war ein leichtes Dahingleiten. Man fand die Hütten dieses Geschöpfes besser und höher gebaut als jene manchen Stammes menschlicher Wilden, und aus dem fast aus allen aufsteigenden Rauch konnte man schließen, daß ihnen der Gebrauch des Feuers bekannt sei. Einen nicht weniger seltsamen Anblick bot ein Tier mit erstaunlich langem Hals, schafähnlichem Kopf, mit zwei langen spiralförmigen Hörnern, die weiß wie geglättetes Elfenbein waren. Das rotwildartige, von weißen Flecken übersäte Fell glänzte kastanienbraun, die Vorderbeine waren unverhältnismäßig lang, und ein schneeweißer buschiger Schwanz kräuselte sich hoch über dem Rumpf und hing dann zwei oder drei Fuß lang zur Seite nieder.

Unglaublich war indes der Anblick, der sich den staunenden Beobachtern in einer „pittoresken, über alle Beschreibung erhabenen Szenerie" darbot. „Wir gerieten vor Überraschung außer uns, als vier aufeinanderfolgende Herden beflügelter Geschöpfe, die keiner Art von Vögeln ähnelten, mit langsamer, gleichförmiger Bewegung von hohen Klippen herabkamen und sich in der Ebene niederließen ... Wir zählten drei Haufen jener wunderlichen Wesen, welche nun aufwärts gegen einen kleinen Wald gingen. Sie glichen menschlichen Gestalten, denn ihre Flügel waren nun geschlossen und ihre Haltung im Gang aufrecht und würdig." Nachdem die Linse H. z. gebraucht wurde, zeigte sich, daß diese Geschöpfe etwa vier Fuß hoch sein mußten. „Sie waren, mit Ausnahme des Gesichtes, mit kurzen, glatten, kupferfarbigen Haaren bedeckt, die Flügel bestanden aus einer dünnen, elastischen, unbehaarten Haut, die zusammengefaltet von der Schulterspitze bis dahin reichte, wo am Bein die menschliche Wade

endigt. Das gelblich fleischfarbene Gesicht ließ eine kleine Veredelung gegen das des großen Orang-Utan erkennen; es sah klüger aus und zeigte eine weit größere Ausdehnung des Vorderkopfes. Der Mund stand stark hervor, obgleich dies durch einen dicken Kinnbart und durch Lippen von menschlicher Bildung, wie es bei einer Spezies des Affengeschlechtes der Fall ist, verdeckt erschien. Im Bau des Körpers und der Glieder standen sie hoch über dem Orang-Utan. Das Haupthaar fanden wir dunkler als die Körperbehaarung, dicht gekräuselt, aber offenbar nicht wellig. Die Füße konnte man nur sehen, wenn diese Geschöpfe gingen; nach dem, was ein so vorübergehender Anblick ermöglichte, schienen sie dünn und hervorragend an der Ferse. Diese Wesen konnten vermutlich sprechen, denn ihre Gestikulationen, besonders die Bewegungen ihrer Hände, erschienen leidenschaftlich. Daraus schlossen wir, daß sie vernünftige Wesen seien, wenn auch nicht auf so hoher Stufe stehend wie andere, die wir später an den Ufern der Regenbogenbai sahen."

In den Berichten fanden sich an verschiedenen Stellen geographische und landschaftliche Schilderungen, unter denen die von Vulkanausbrüchen und Riesenwasserfällen merkwürdig sind. In der Nähe eines dieser gewaltigen flammenden Berge bot das andauernde Feuer seiner Ausbrüche während der periodischen Abwesenheit des Sonnenlichtes bedeutende Vorteile für die Bewohner dieses Tales, um so mehr, als dem Vulkan ein vorgelagertes Hügelmassiv ein Bollwerk gegen diese sonst zu fürchtenden Naturgewalten bot. In dieser Gegend fand sich denn auch ein „herrliches Kunstwerk", ein Tempel von gleichförmig dreieckiger Form mit Säulen aus poliertem Saphir oder einem ähnlichen, glänzenden, blauen Steine und mit einer Bedachung

aus gelbem Metall, das samt den Steinen im Licht der Sonne wunderbar schimmerte und funkelte.

Längst wird man bemerkt haben, daß diese Schilderungen der Mondwelt und ihrer Kreaturen phantastische Erfindung sind; denn wenn etwas als gewiß zu gelten hat, so ist es dies, daß der Mond von Lebewesen irgendwelcher Art nicht bewohnt sein kann. Um 1836 jedoch nahmen die Zeitgenossen diese geschickt unter Herschels blendendem Namen veröffentlichten Darstellungen ernst. Man bewunderte die glänzenden Entdeckungen nicht nur in Laienkreisen; es gab sogar gelehrte Leute, wenn auch keine Astronomen und Naturwissenschaftler darunter waren, die alles gläubig und überzeugt als wahr hinnahmen. Herschel mußte sich gegen diese Irreführung entschieden verwahren und — fand keinen Glauben. Man wollte sich die liebgewordenen Illusionen nicht sofort wieder rauben lassen. Die Vorstellung, daß es im weiten Weltenraume außer uns noch denkende Wesen geben müsse, ist denn auch heute noch verbreitet, und seit über die eingangs erwähnten Störungen auf den Funkenstationen berichtet worden ist, hofft man abermals, sich mit Brüdern auf dem Mars verständigen zu können, und so würde es sich auch am Ende herausstellen, daß auch die Bewohner dieses Planeten ihr Dasein nicht ohne Leid und Kummer verbringen.

Man hat diesen Gedanken vorher ausgesprochen, und Svante Arrhenius suchte ihn dadurch zu begründen, daß er darlegte, daß Bakterien von einem Weltkörper zum anderen getragen werden könnten. Fraglich bleibt indes dabei, ob sie die ungeheure Kälte im Weltenraum, deren Vorhandensein nicht nur aus Berechnungen allein gefolgert wird, die auch durch die Temperatur herabfallender Meteoriten bezeugt ist, ertragen würden, ohne ihre Keim=

fähigkeit zu verlieren und zugrunde zu gehen. Wenn man auch zugestehen muß, daß dies möglich ist, so besteht demgegenüber doch eine Auffassung, nach der die kleinsten Vertreter der irdischen Organismenwelt nicht mehr als „urtümlich" gelten, sondern als degenerierte Abkömmlinge schimmelpilzartiger Pflanzen. Und da ferner durch die durchaus einheitliche und übereinstimmende Art des Aufbaues aller irdischen Organismen bezeugt ist, daß es sich bei allen unseren Lebensformen nur um eine einheitliche Abstammung handeln kann, so fand sich nirgends der geringste Anhalt dafür, daß jemals Abkömmlinge fremder Welten auf unsere Erde gelangt sind, wie dies doch bei Voraussetzung von Wanderungen anzunehmen wäre.

Am verwunderlichsten bei all diesen Träumereien vom Vorhandensein menschlicher Geschöpfe unserer Art auf anderen Weltkörpern mutet die überaus seltsame Vorstellung an, daß sie uns gleich entwickelt oder gar noch gewaltig überlegen sein könnten, wie dies unbedingt der Fall sein müßte, wenn Marsleute oder Venusbewohner sich drahtlos mit der Erde verständigen könnten. Man sollte kaum für möglich halten, daß man den abenteuerlichen Gedanken ernst genommen hat, elektrische Wellen als Antwortsignale in den Weltenraum zu senden, die nicht weniger als zwanzig Tage brauchen würden, um nach dem Mars zu gelangen. Rascher, als es im Jahre 1836 möglich war, werden heute falsche Nachrichten beseitigt; das ist ein Vorteil der modernen Verkehrsmittel.

Kehren wir zur „Wirklichkeit" zurück und hören wir, was nach heutigem Wissen über Mond- und Marsbeobachtungen als sicher gelten kann. Nach dem Stande der letzten Forschungsergebnisse kennt man die uns zu-

gewandte Seite des Mondes fast so gut wie die Erdoberfläche, und unsere Mondkarten sind von bewunderungswürdiger Genauigkeit. Anders steht es indes bei Venus, Merkur, Mars und Jupiter. Über die physischen Verhältnisse der Venus und des Merkur, der immer ungünstig zu beobachten bleibt, ist so gut wie nichts sicher bekannt; daß die Venus, die unserer Erde an Größe ebenbürtig ist, von einer der unseren ähnlichen Atmosphäre umgeben ist, darf angenommen werden, ob jedoch die Tage dort wechseln wie bei uns, ist immer noch unklar. Mars, der halb so groß wie die Erde ist, und Jupiter gehören wegen der an ihren Oberflächen wahrgenommenen Erscheinungen zu den umstrittensten Weltkörpern. Mars ist von einer Atmosphäre umgeben; man konnte die Tagesstundendauer auf diesem Planeten und den Wechsel der Jahreszeiten genau berechnen, sowie Zonengrenzen feststellen. In den Marspolarregionen fand man zeitlich sich verändernde weiße Flecke, die immer kleiner wurden, je länger die Sonne jene Gegenden beschien, und im Hochsommer verschwanden. Man nahm an, es handle sich um Eis und Schnee wie auf unserer Erde; dann aber entstand die Vermutung, die Svante Arrhenius vertrat, daß diese weißen Niederschläge „eine Art von dünnem Reif sind, der sich schnell bilden und ebenso rasch wieder schmelzen kann". Der Mars ist arm an Luft und Wasser und wird deshalb als „alternde Erde angesehen, die aber noch immer merkliche Mengen der das Leben unterhaltenden Elemente der Luft und des Wassers besitzt". Deshalb entstand auch die Annahme, daß auf diesem alternden Weltkörper die so heiß umstrittenen Kanäle für die dort vermutlich lebenden Geschöpfe so wichtig geworden seien. Ein italienischer Astronom hat den Versuch gemacht, den

Mond durch ein so schwach vergrößerndes Glas zu betrachten, daß er uns dadurch nur etwa so weit genähert scheint wie Mars in unseren besten Fernrohren. Dabei zeigten manche Oberflächeneinzelheiten unseres doch gewiß nicht von intelligenten Wesen umgestalteten Mondes ganz erstaunliche Ähnlichkeiten mit den auf dem Mars beobachteten Formen. Die starren Mare-Ebenen des Mondes erhielten so das Aussehen der Marsmeere, die helleren gebirgigen Gegenden sahen aus wie die Marsfestländer, und bestimmte Reihen von schattenwerfenden Mondkratern vereinigten sich scheinbar zu Liniensystemen von einer gewissen Ordnung und Regelmäßigkeit. Würde man dieser überraschenden Feststellung entgegenhalten, daß sich bei derartiger genau wiederholter Mondbetrachtung niemals Veränderungen zeigen würden, während die Beobachter des Mars solche wahrgenommen haben, so bliebe nach Mayer doch „mindestens die Überzeugung bestehen, daß der Mars als Weltkörper noch lebt, wenn auch seine Lebensbedingungen im Vergleich zu unseren irdischen vermindert sind".

Ob die günstige Beobachtungszeit, die nun bis zum Jahre 1924 währt, die Gelegenheit zu mehr oder weniger entscheidenden Klärungen über die physische Beschaffenheit dieses Weltkörpers zu erbringen vermag, kann zur Stunde weder bejaht noch verneint werden. Merkwürdig bleibt immerhin, daß der absonderliche Glaube besteht, es könne und müsse sich auf einem anderen Planeten genau die gleiche Entwicklung vollzogen haben, so daß man sogar anzunehmen geneigt ist, die möglicherweise vorhandenen Marsbewohner hätten die gleichen technischen Erfindungen, beispielsweise der Funkentelegraphie, gemacht. Hier beginnt das dunkle Gebiet phantastischer Träumereien.

Nach den Gruithuisenschen romanhaften Schilderungen der Mondbewohner waren die Gemüter der Leserwelt erregt genug, eine geistvolle Fopperei, wie sie 1836 durch den Mißbrauch der Autorität Herschels in die Welt gesetzt ward, ernst zu nehmen. Darauf erfolgte bei den Gelehrten ein heftiger Rückschlag, und der Mond galt von nun an für lange Zeit als eine völlig erstorbene Welt. Wenn nun auch heute keine Rede davon sein kann, daß so gewaltige Vulkanausbrüche dort möglich sind, wie sie in den erdichteten Beschreibungen über Herschels angebliche Entdeckungen geschildert wurden, so hält man doch in neuerer Zeit für wahrscheinlich, daß auf dem Monde vulkanische Kräfte tätig sind; Veränderungen, die auf der Oberfläche dieses Erdtrabanten — allerdings an der Grenze der Sichtbarkeit liegend — wahrgenommen wurden, lassen sich unter diesem Gesichtspunkt betrachten. Friedrich Wilhelm Herschel glaubte wiederholt auf der vom Erdlicht wenig erhellten Nachtseite des Mondes, auf der noch in Dämmerung gehüllte Einzelheiten unterschieden werden können, leuchtende Punkte gesehen zu haben, die er in diesem Sinne deutete. Aber seit 1821 hat kein anderer Beobachter mehr ähnliches berichtet. Sicheres über einen nächtlichen Vulkanausbruch ist bis heute nicht bekannt geworden.

Die Verhältnisse auf dem Mond sind von denen unserer Erde so durchaus verschieden, daß sich alle Vergleiche verbieten; dort gibt es vor allem keine Atmosphäre in unserem Sinne. Fraglich ist auch, ob die uns so genau bekannten Gestaltungen der Mondoberfläche wesentlich durch vulkanische Kräfte hervorgebracht wurden. Daß sich so viele riesige Krater an bestimmten Stellen der Mondoberfläche finden, spricht gegen ihre vulkanische Herkunft. Man hat die Bildung der zahl-

losen Wallebenen, Ringgebirge und Kratergruben so erklärt, daß an diesen Stellen aus kosmischen Räumen kommende und herabstürzende Meteormassen die leicht durchdringliche Oberfläche durchschlagen haben, wodurch die eigenartigen Formen der sogenannten „Mondkrater" entstanden sind. Auf unserer Erde befindet sich in Arizona ein solcher „Mondkrater" von 190 Meter Tiefe und über 3 Kilometer Umfang, dessen Entstehung durch vulkanische Ausbrüche nicht erklärbar ist; in seiner Umgebung fand man jedoch eine große Menge versprengter Meteoriten, wodurch das Zustandekommen dieser mondkraterartigen Form begreiflich wurde.

Der Temperaturwechsel auf dem Monde — mit dem der Erde verglichen — ist abnorm; von den äußersten Kältegraden, die physikalisch denkbar sind, steigt allmählich die Temperatur so hoch, daß der Boden auf 180 Grade bis zur Siedehitze erwärmt wird. Dabei ist zu berücksichtigen, daß diese Sonnenbestrahlung 14 Tage ohne Unterbrechung wirkt. In den Felsen der afrikanischen Wüstengebirge, aus denen alles Lebendige entflieht, erreicht die Hitze solche Stärke nicht. Durch das Fehlen einer Atmosphäre sind alle „meteorologischen" Vorgänge auf dem Mond andere. Es ist als sicher anzunehmen, daß Eis dort vorhanden ist, und daß sich in den Nächten Wasserdampf als Reif niederschlägt. Nebelbildungen sind in gewissen Gebieten beobachtet worden. Die Frage nach dem Vorhandensein von Lebewesen muß nach dem Stande der heutigen Wissenschaft verneint werden. „Menschen, intelligente Wesen, die einen ähnlichen Entwicklungsgang genommen haben wie wir, mit denen wir in nachbarliche Verbindung treten könnten, kann es dort nicht geben. Keine Spur ist davon gefunden worden, die selbst einer kühnen Ein-

bildungskraft Anhaltspunkte zu geben vermöchte." Die Möglichkeit eines pflanzlichen Mondlebens wird dagegen nicht abgewiesen; vorübergehende grünliche Färbungen der Mondoberfläche sind sicher wahrgenommen worden. Man darf annehmen, daß es eine Art Alpenflora auf diesem alternden Weltkörper geben kann. Vielleicht wäre noch denkbar, daß eine Insektenwelt diese Vegetation bevölkert. Was jedoch darüber hinausgeht, ist Phantasie. Die Frage, ob es nun doch irgendwo im Weltenraume außerirdische Lebewesen gibt, eine Frage, welche die Menschen zu allen Zeiten bewegt hat und ferner beschäftigen wird, dürfte, wenn man die Möglichkeit auch nicht verneint, immer unlösbar bleiben.



Ausbau von Wasserstraßen zwischen Rhein und Donau

Von Hermann Iller

Mit 6 Bildern

Schon die ersten Siedlungen seßhaft werdender germanischer Volksstämme folgten dem Lauf der beiden großen Ströme, deren Namen mehr als die anderer deutscher Flüsse mit der deutschen Geschichte verknüpft sind, des Rheins und der Donau. An den Ufern des Rheins errichteten die Römer Stützpunkte für ihre von Süden nordwärts vordringende Herrschaft, fand die Christianisierung in Klöstern bergende Asyle. Von Worms am Rhein fuhren die Nibelungen aus, und auf den Wellen der Donau glitten ihre Fahrzeuge ostwärts dem Hofe König Etzels zu. Die beiden mächtigen Ströme durch einen großen Graben, die Fossa Carolina, zu verbinden, um so „vom oceano nach dem pontum euxinum“ zu gelangen, hatte schon Karl der Große beabsichtigt, wenn auch die Ausführung in Versuchen stecken blieb. Und als im Mittelalter der deutsche Handel, der Gewerbefleiß der Städte sich immer machtvoller entfalteten, gingen und kamen die Waren auf dem Rhein und auf der Donau nach den aufblühenden Stapelplätzen. Wie Mainz, Frankfurt und Köln im Rheingebiet, so waren Nürnberg, Augsburg, Bamberg, Ulm, Regensburg und Passau Mittelpunkte aufblühenden Handels, für den die Donau als Wasserstraße die Zufuhr vermittelte. Die Schätze des Orients, die Waren der Levanteländer kamen auf den Fahrzeugen der frühzeitig sich entwickelnden Donauschiffahrt vom Osten nach Deutschland. Als aber durch die Eröffnung des Seeweges nach Ostindien, als nach der Entdeckung Amerikas und mit dem Anwachsen des Seehandels die Erwartungen sich

von Osteuropa und Kleinasien abwandten, sank die Bedeutung des Donauschiffsverkehrs rasch. Die zentraleuropäische Lage Deutschlands, Jahrhunderte hindurch ein Vorteil, wurde nun verhängnisvoll. Wohl konnten der Nordwesten und die am Meer gelegenen Küstengebiete von dem neuen Ringen um Weltgeltung, wie es zwischen den emporkommenden Seemächten entbrannte, Nutzen ziehen, der größte Teil Deutschlands aber schied allmählich und vollends durch die Verarmung nach dem furchtbaren Dreißigjährigen Krieg aus der Reihe der politisch bedeutsamen Mächte aus. Auch nachdem die türkischen Sturmwellen im siebzehnten Jahrhundert sich endgültig an den Mauern Wiens gebrochen hatten, blieb der Verkehr nach der Levante verriegelt. Die Donau-Save-Linie war zwei Jahrhunderte hindurch die Kulturgrenze Europas im Südosten. Dahinter lag die Balkanhalbinsel, eine niemanden lockende Wildnis. Das östliche Mittelmeer blieb ohne belebenden Handel, und die Donau floß aus Europa, als versickerte sie irgendwo im Wüstensand. Auch von der einseitigen Entwicklung des Nordwestens im neunzehnten Jahrhundert hatten die Deutschen des Südens, sowie Tirols und der Steiermark geringen Vorteil, sie saßen mit dem Rücken zum Weltverkehr. Die Eisenbahn verdrängte die schwerfälligere Transportweise auf den von Ulm nach Wien und Budapest, ja bis zum Schwarzen Meer fahrenden kleinen Donaufahrzeugen, die sich den neuzeitlichen Anforderungen und dem Wettbewerb mit den Staatsbahnen nicht gewachsen zeigten. Flußzölle, Umschlagsschwierigkeiten und andere Umständlichkeiten behinderten die Schiffahrt auf der Donau so stark, daß im Jahre 1897 das letzte Ulmer Schiff seine Reise von Westen nach Osten antrat. In dem wirtschaft-

lichen Aufschwung vor dem Weltkrieg spielte die Donau längst keine Rolle mehr; für die Gegenwart schien die große Wasserstraße, die mehr als doppelt so lang ist wie der Rhein, alle Bedeutung verloren zu haben.

Ganz anders hatte sich schon früh der Schiffsverkehr auf dem Rheinstrom entwickelt. Ihm kam alles zustatten, was der Donauschiffahrt fehlte, vor allem die Verbindung mit den großen Hafenstädten im Norden, denen er das Hinterland erschließt. So hatte er an dem Aufblühen der mächtigen nordwestdeutschen Industrien, an dem zunehmenden Überseehandel vollen Anteil und übertraf darin den aller übrigen Ströme Deutschlands. Die Güterverkehrsstatistik des Jahres 1914 ergab, daß der gesamte Verkehr des Rheingebietes 63,5 Millionen Tonnen, der der Elbe dagegen nur 21,5, der Oder gar nur 10,25 Millionen Tonnen betrug. Verschwindend gering war im Verhältnis hierzu der Donauverkehr, denn er belief sich nur auf 0,5 Millionen Tonnen. Von Rotterdam gingen etwa 70 Prozent der Einfuhr dieses Hafens den Rhein aufwärts nach Deutschland; elfmal soviel, wie mit der Eisenbahn von Rotterdam in dieser Richtung verfrachtet wurde. *Und doch hätte der Rhein als Wasserstraße noch viel gewaltigere Vorteile besonders im Weltkrieg für die deutsche Versorgung gebracht, wenn die Verbindungen nach dem Osten und Süden durch ein vollkommener ausgebautes Kanalnetz erleichtert gewesen wären.* Statt dessen sind selbst die lange geplanten Wasserstraßen im Nordwesten, wie der Mittellandkanal, noch längst nicht so weit ausgebaut, wie es den Bedürfnissen entspricht.

Die Ansichten über die Zweckmäßigkeit der Binnen-

schiffahrt gingen leider allzulange weit auseinander. Nicht wenige erwarteten von der immer mehr vervollkommneten Ausdehnung des Staatseisenbahnbetriebes alles Heil, und die Interessen der Einzelstaaten standen sich vielfach widersprechend gegenüber, jedenfalls einer im großen, umfassenden Stil in Angriff zu nehmenden Ausführung der verschiedenen Wasserstraßenpläne hemmend im Wege. Wieviel auf diese Weise versäumt worden war, zeigten die empfindlichen Erfahrungen des Transportwesens im Weltkrieg. Hätte Deutschland damals schon über ein zusammenhängendes deutsches und österreichisches Wasserstraßennetz verfügt, wäre der Rhein mit der Donau durch einen Großschiffahrtsweg verbunden gewesen, wie bedeutend hätte die Entlastung der überbürdeten Eisenbahn sein können, wieviel leichter wäre die Heranschaffung von Getreide und anderen Lebensmitteln aus dem Osten und Südosten, aus Ungarn, der Ukraine, Rumänien und Siebenbürgen gewesen!



Übersichtskarte der süddeutschen Kanalprojekte.

D i e N o t w e n d i g k e i t e i n e r G r o ß s c h i f f a h r t s v e r b i n d u n g v o m R h e i n n a c h d e r D o n a u u n d s o m i t v o n d e n N o r d s e e h ä f e n B e l g i e n s , H o l l a n d s u n d D e u t s c h -

lands mit denen des Schwarzen Meeres, eines Binnenschiffahrtsverkehrs, der zwischen Osten und Westen Europas den Güteraustausch, abgesehen von dem Schienenweg der Eisenbahnen, versorgen hilft, ist heute keine Frage mehr. Wie auf manchem anderen Gebiet, so hat auch in dieser Hinsicht der Krieg eindrucksvolle Lehren erteilt; Bestrebungen, die lange nur von einzelnen Weitblickenden und von besonders interessierten Gruppen mit Eifer gepflegt wurden, hat er allgemeine Anerkennung verschafft. Jetzt endlich steht die Verwirklichung eines Großschiffahrtsweges vom Rhein zur Donau bevor, den schon Goethe zu den drei großen Dingen rechnete, „die er sich wünschte erleben zu dürfen, und denen zuliebe es wohl der Mühe wert wäre, noch fünfzig Jahre auszuhalten". Der unglückliche Ausgang des Krieges und die ihm folgenden drückenden Notstände haben nun die Notwendigkeit des Ausbaus von Wasserstraßen, die Rhein und Donau verbinden und den Schiffsverkehr auf beiden Strömen für Deutschland um vieles lohnender gestalten, überzeugend erwiesen.

Durch die Bestimmungen des Versailler Friedens sind zunächst einmal beide Ströme, der Rhein so gut wie die Donau, internationalisiert. Künftig unterstehen also die beiden großen Verkehrsadern der Mitbestimmung fremder Staaten. Welchen Verlust an politischem Ansehen Deutschland dabei erleidet, empfindet gewiß jeder. Aber nun gilt es erst recht, dafür zu sorgen, daß die Vorteile der großen Meere verbindenden Binnenstraßen nicht nur fremder Ausbeutung zustatten kommen. Außer England und Frankreich haben auch Belgien, Holland und die Schweiz größtes Interesse an der Ver-

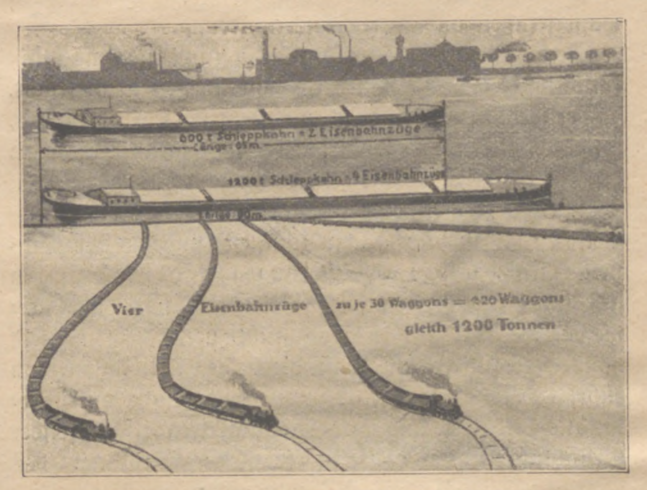
vollkommnung der Rheinschiffahrt und kein geringes an der Verbindung mit den Donauländern. Nachdem das Elsaß an Frankreich verloren gegangen ist, hat dieses vor allem das Bestreben, die Wasserkräfte des Oberrheins zwischen Kehl und Basel im Anschluß an sein westliches Kanalnetz nutzbar zu machen. Den anderen Nachbarn ist jedoch damit nicht genügend gedient. Vor allem wünscht die Schweiz, außer der Verbindung, die sie auf dem Rhein-Rhonekanal südwestlich zum Meere hat, nordwärts auf dem Rhein freien Zugang zu den Nordseehäfen und somit zum Atlantischen Ozean. Wenn nun die künftige Rheinstraße von Rotterdam nach Basel nicht fast ausschließlich der Verbindung des Schweizer Landes und des östlichen Frankreichs mit den niederländischen Häfen und England und der Donaustraße mit Rumänien und Rußland dienen soll, müssen in Nord und Süd schleunigst genügend tragfähige Anschlußwasserstraßen ostwärts gebaut, vor allem die Rhein-Donauverbindung auf kürzestem Weg durch deutsches Gebiet hergestellt werden. Dann braucht die Internationalisierung für die friedliche wirtschaftliche Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft nicht zum Schaden zu werden, dann kann sie auch für Deutschland segensreich sein. Unsere schwer geschädigten Seehäfen brauchen die Zugänge der Binnenwasserstraßen aus dem Hinterland noch viel dringender als zuvor, wenn wir auf allmähliche Wiederbelebung ihres Handels hoffen wollen. Während andere Großstaaten Europas gleichzeitig zu den Häfen verschiedener Meere Zugang haben, fehlt es Deutschland an solchen zur See führenden Wasserstraßen. Auch ist es eine wirtschaftliche, ja eine Lebensnotwendigkeit für die großen im Herzen Europas liegenden Teile des Deutschen Reiches, für den

Notfall einigermaßen unabhängig von der Zufuhr lediglich der nördlich gelegenen Häfen zu werden. Wohl sind die Hoffnungen, die sich in den letzten Jahren an die Bezeichnung „Mitteleuropa“ knüpften, zum größten Teil vernichtet, aber das Bedürfnis und die Möglichkeit, mit den südöstlich gelegenen Donauländern, Rumänien, Ungarn, Bulgarien, und mit den Balkanstaaten in regeren Güteraustausch zu kommen, sind trotzdem vorhanden. Jetzt gilt es, nicht nur die ungünstigen Verhältnisse der nächsten Gegenwart zu bedenken, sondern vorausschauend mit Entwicklungsmöglichkeiten weiterer Zeitläufte zu rechnen. Das heutige vom Meere gänzlich abgeschnittene Deutschösterreich ist auf die Durchgangsstraßen der Binnenwasser angewiesen; auch das Binnenland Ungarn und die tschechischen Staaten werden an dem Ausbau des Großschiffahrtsweges auf der Donau und auf einer abkürzenden Kanalverbindung zum Rhein und diesen stromabwärts bis Rotterdam Anteil nehmen wollen. Die lang unterschätzte Donauwasserstraße ist für alle anliegenden Ländergebiete unentbehrlich. Aber nicht nur die Internationalisierung der beiden Ströme zwingt zum Ausbau der Wasserstraßen zwischen Rhein und Donau; die äußerst bedrohliche *Verkehrsnot der Eisenbahnen*, die nach den ungeheuren Materialverlusten durch die Abgabe an die Entente kaum die aufgetürmten Schwierigkeiten bewältigen können, fordert Entlastung durch schleunigste Erweiterung der Binnenkanäle. Wie groß die Ersparnisse der *Frachtverbilligung* bei Beförderung *von Massengütern auf dem Wasserweg* im Vergleich mit den Kosten des Eisenbahntransportes sein würden, läßt sich am besten an einem Beispiel veranschaulichen. Die Fracht für einen

Eisenbahnwagen mit zehn Tonnen Kohlen kostete vor dem Krieg bei Beförderung ausschließlich auf der Bahn von Ruhrort nach Stuttgart 114 Mark, dagegen nur 72 Mark, wenn die Kohlen auf dem Wasserweg bis Mannheim und erst von dort mit der Eisenbahn nach Stuttgart gebracht wurden. Die Fracht für die gleiche Menge Kohlen ausschließlich auf dem Wasserweg von Ruhrort nach Stuttgart zunächst auf dem Rhein und das letzte Stück auf dem künftigen Neckarkanal würde nur 38 Mark, also nur ein Drittel des Eisenbahntransportes kosten. Die Zugkraft wird auf dem Wasser fünfmal soviel ausgenützt als auf dem Schienenweg, die tote Last des Eisenbahnwagens beträgt 50 Prozent der Nutzlast oder Ladung, die des Schiffs nur 20 Prozent. Die allzu lange hemmende Eifersucht zwischen Bahn- und Wasserstraßenverkehr ist nun gründlich abgetan und widerlegt; beide müssen sich ergänzen, statt gegenseitig durch Wettbewerb zu behindern. Eine einheitliche Verwaltung für beide ist unerläßlich notwendig und zum Glück durch die Vereinheitlichung des Reichseisenbahnwesens auch wesentlich durchführbarer gemacht, als es zur Zeit der im Wettbewerb sich gegenseitig auszustechen suchenden Eisenbahnverwaltungen der Einzelstaaten möglich war.

Ein dritter zwingender Grund für den Ausbau der Wasserstraßen ist durch die das ganze Wirtschaftsleben aufs äußerste bedrohende Kohlennot gegeben. Es wäre ein unverzeihliches Versäumnis, wollte man die Wasserkräfte Deutschlands, die noch längst nicht in ihrer Leistungsfähigkeit genügend eingeschätzt wurden, weiter in dem Maße unbenutzt lassen wie bisher. Nach dem Verlust des Saargebietes und der Entziehung der ober-

schlesischen Kohlenzufuhr ist es eine Existenzbedingung für die deutsche Industrie und für die größeren Städte, daß selbst die Wasserkräfte, deren Ausbau vor dem Krieg für nicht genügend lohnend oder unwirtschaftlich galt, nutzbar gemacht werden. Weil wir in den nächsten Jahren noch viel mehr Kohlenmangel haben werden, und weil wir mit den Wasserkräften zur Erzeugung von



Vergleich der Leistungsfähigkeit des Schiffahrtswegs und der Eisenbahn.

elektrischer Kraft so klug und sparsam wie möglich wirtschaften müssen, ist ein großzügiger, alle Ausnützungsgelegenheiten zusammenfassender, insgesamt organisierter Ausbau unerläßliches Erfordernis. Die elektrische Kraft, sogenannte „weiße Kohle", muß die Rettung bringen aus dem furchtbar bedrückenden Mangel der schwarzen Kohle. Mit diesem Ausbau zur Ausnützung der Wasserkräfte ist aber zugleich die beste Möglichkeit

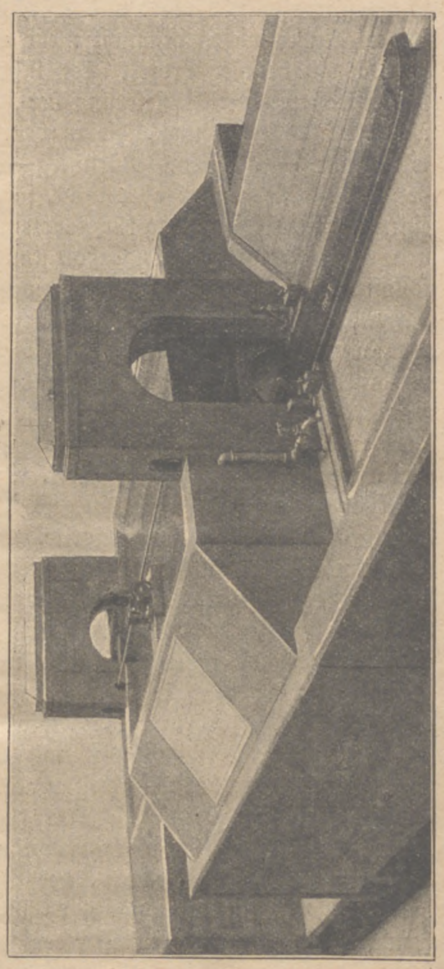
für den Ausbau der Wasserstraßen gegeben; beide kommen sich zustatten, beide ergänzen sich. Um die Lasten des Kriegsunglücks zu tragen, ist eine Steigerung der Produktion dringlichst notwendig. Damit aber die Industrie zu größerer Leistungsfähigkeit kommen kann, braucht sie Befreiung von der Kohlennot, Zuführung von Wasserkräften, elektrische Kraft und Verbilligung von Frachten auf dem Weg der Binnenwasserstraßen und Verkehrserleichterung.

Und schließlich, aber durchaus nicht nebensächlich, kommt für den Ausbau der Wasserstraßen in Betracht, daß er nicht nur mittelbar den Industrien Beschäftigung, sondern vielen Tausenden Arbeitsgelegenheit schafft, das Heer der Unbeschäftigten verringern hilft.

Welche Wasserstraße nun als die beste Verbindung zwischen Rhein und Donau zunächst zum Ausbau kommen wird, welche Erweiterungen und Ergänzungen sich im Lauf der nächsten Jahre als notwendig erweisen werden, ist heute noch nicht zu entscheiden. Jetzt handelt es sich darum, daß die beiden seit Jahren von rührigen Kanalvereinen Südwestdeutschlands mit unermüdlichem Eifer und alle Möglichkeiten erschöpfender Gründlichkeit vorbereiteten Wasserstraßenpläne: das bayrische Projekt des Rhein-Main-Donaukanals und das von den Regierungen Württembergs und Badens empfohlene des Rhein-Neckar-Donaukanals die erforderliche Unterstützung des Reichs finden, und daß einem von beiden der Vorzug gegeben wird. Daß der Ausbau der Rhein-Donauverbindung Sache des Reiches, nicht etwa nur im Interesse der angrenzenden süddeutschen Staaten ist, das ist nach den oben erwähnten Erfahrungen des Krieges, für die die Solidarität der untereinander eng verknüpften Wirt-

schaftsinteressen von Nord und Süd, Ost und West unwiderleglich erwiesen ist, nicht mehr zu bezweifeln.

Das bayrische Projekt der Rhein-Main-Donauwasserstraße ist eine Erweiterung der schon vorhandenen Main-Donauverbindung, die in dem bayrischen Ludwigskanal — Kelheim—Nürnberg—Bamberg — gegeben ist. Sie genügt aber nicht, sondern sie muß zu einem Großschiffahrtsweg für Fahrzeuge von 1200 Tonnen ausgebaut werden. Schon im Jahre 1916 beschlossen beide Kammern Bayerns einstimmig die Schiffbarmachung des Mains für große Fahrzeuge bis nach Bamberg und der Donau bis nach Steppberg sowie die Verbindung dieser beiden Punkte durch einen großen Kanal, der von vornherein für Schiffe von 1200 Tonnen bemessen werden solle. Als erste Rate wurde die Summe von rund 1 000 000 Mark gefordert. Die gesamten Baukosten wurden auf 5 Millionen geschätzt, von denen der bayrische Staat zwei tragen sollte. Bei diesem Kanalprojekt wurde zunächst eine Kanalisierung des Mains bis Bamberg vorgesehen. Auf die Abschneidung der Mainschleifen wurde verzichtet, weil sie zu schwierig wäre und die wichtigsten Mainorte umginge. Im Februar 1920 lag dem bayrischen Landtag der Gesetzentwurf der Fortführung der Mainkanalisierung von Aschaffenburg bis Würzburg und der Ausbau der Donau von Regensburg bis Passau vor. Als erster Teilbetrag sollten 75 Millionen Mark bewilligt werden. Die Vertreter des Rhein-Main-Donaustromverbandes, des Bayrischen Kanalvereins, des Bayrischen Lloyd, der rheinischen Kohlenindustrie, verschiedener Handelskammern und die Bürgermeister der wichtigsten bayrischen Städte unterstützten die Vorlage durch nachdrücklichste Empfehlung des Projektes. Daß der geplante



Das Modell einer großen Kammerschleuse aus der Stuttgarter Kanalausstellung.

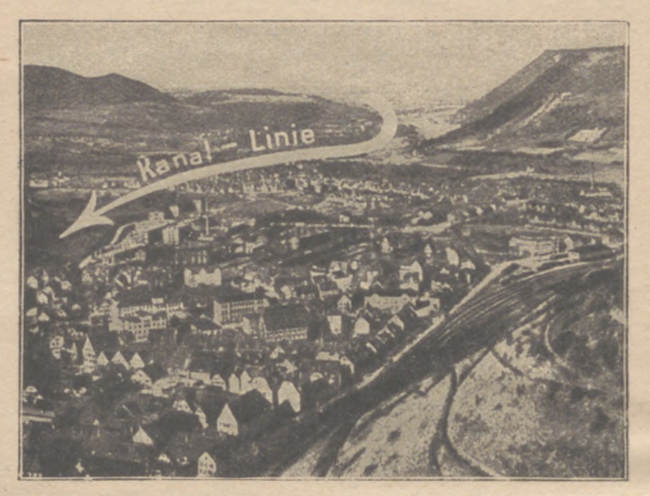
Großschiffahrtsweg nicht nur bayrischen Interessen diene, sondern für den Wiederaufbau des gesamten deutschen Wirtschaftslebens notwendig sei, kam dabei in eindrucksvoller Weise zur Geltung. Dem Entwurf wurde zugestimmt unter der Bedingung, daß durch Ausbau des Lechs als Hilfswasserzufuhr und Ausbau der Strecke Kelheim—Ingolstadt—Neuburg für Benützung durch 1200-Tonnenschiffe die Kreise Schwaben und Oberbayern, insbesondere die Städte Augsburg und München genügend berücksichtigt würden. Der Rhein-Main-Donauwasserweg würde von

Mainz bis Bamberg eine Länge von 370 Kilometer haben und von Bamberg aus, als reiner Überlandkanal abzweigend, eine Strecke von 177 Kilometer bis zur Donau weitergeführt werden müssen. Der Rhein fließt bei Mainz in einer Höhe von 83 Meter über dem Meeresspiegel, die Donau bei Kelheim 339 Meter. Die größte Höhe, welche der Kanal überwinden muß, ist 404 Meter. Der Aufstieg vom Rhein bis zu dieser Höhe und der Abstieg zur Donau soll durch insgesamt 57 Schleusen bewerkstelligt werden. Die Länge des ganzen Weges würde von Mainz bis Kelheim 485 Kilometer betragen. Die Kosten wurden, zu Friedenszeiten berechnet, auf 472 Millionen Mark veranschlagt. Für die Entwurfsbearbeitung des Mainkanals erhielt Bayern schon im Jahre 1917 einen Reichszuschuß von 700000 Mark. Baden, Württemberg und Hessen mußten mit dem Betrag von 100000 Mark für den Rhein-Neckar-Donaukanal vorliebnehmen.

Ein kürzerer Weg von der Donau zum Rhein ist der Neckar-Donaukanal. Von Mannheim ausgehend wird diese Schiffahrtsstraße durch Kanalisierung des Neckars über Heidelberg bis Plochingen unweit Stuttgarts ermöglicht und wird bis dort eine Länge von 188 Kilometer haben. Die Strecke von Plochingen, wo der Neckar südwestlich abbiegt, bis Ulm — 65 Kilometer — ist als reiner Überlandkanal geplant. Der Schiffsweg von Mannheim bis Kelheim würde eine Länge von nur 421 Kilometer haben, also 64 Kilometer kürzer sein als der von Mainz nach Kelheim führende Main-Donaukanal. Bei Mannheim fließt der Rhein 90 Meter über dem Meeresspiegel, die Donau bei Ulm 464 Meter. Die größte Höhe, die vom Neckar-Donaukanal überschritten werden muß, da die Alb überquert wird, liegt auf 569 Meter Meereshöhe. Von einer Durchtunnelung

der Alb, an die vor Jahren gedacht wurde, sieht man nach den eingehenden Prüfungen der technischen Sachverständigen ab. Schon heute ist der Neckar für kleinere Fahrzeuge bis zu 700 Tonnen auf der 115 Kilometer langen Strecke bis Heilbronn schiffbar, und in früheren Jahrhunderten wurde dieser Strom sogar bis Cannstatt befahren. Der langsame und umständliche Treidelbetrieb jener Zeiten konnte natürlich eine Konkurrenz mit dem Dampfwagen nicht aushalten, und so ist die einst lebhaft betriebene Neckarschiffahrt seit Jahrzehnten zwischen Heilbronn und Cannstatt eingestellt gewesen. Nur Reste des Saumpfades, auf dem die Treidelknechte ihre Pferde ritten, manche steinernen Wegzeichen und diese und jene Überlieferung im Volksmund erinnern noch an den durchaus nicht unbeträchtlichen einstmaligen Neckarschiffsverkehr bis ins Stuttgarter Tal. Die Strecke bis Heilbronn für neuzeitliche Ansprüche, und zwar für 1200-Tonnen-Schiffe fahrbar zu machen, verlangt verhältnismäßig geringe Aufwendungen und wird durch Einbau von einigen Staustufen ermöglicht werden. Von Heilbronn ab bis Plochingen — eine Strecke von 97 Kilometer — sieht das Kanalprojekt weitere Staustufen, 21 Wehre, und die Zuhilfenahme einer Anzahl von Seitenkanälen des Neckars vor. Wohl sind die Kosten dieses Teils wesentlich größer, jedoch durch Verwertung der gewonnenen Wasserkräfte in den angelegten Kraftwerken können sie bedeutend herabgesetzt werden. Bei Plochingen zweigt der Kanal aus dem Neckartal ins Filstal ab, verläuft aber neben diesem Flüßchen, dessen Wasser den anliegenden Industrien nicht entzogen werden kann. Auf dieser Strecke sind 11 Schleusen nötig. Die schwerste Aufgabe ist aber natürlich die Überwindung der Steigung in der Alb. Bei Geislingen steigt der

Kanal in einer Schleusentreppe von 6 Schleusen zur Alb bei Amstetten empor und wird auf dieser Scheitelhöhe auf einer Länge von 23 Kilometer über die Hochebene weg fortgeführt. Von dort fällt die neue Wasserstraße mit Zuhilfenahme einer weiteren Schleusentreppe zur Donauniederung hinab, um unterhalb der



Die Albüberquerung des projektierten Neckar-Donaukanals bei Geislingen.

Friedrichsau bei Ulm zu münden. Die Baukosten hierfür sind zu Friedenspreisen auf 150 Millionen Mark veranschlagt, wovon 115 auf die der Schiffahrt direkt dienenden Anstalten wie Wehre, Schleusen und Flußregulierungen, 35 Millionen auf die am Neckar zu erbauenden 26 Kraftwerke entfallen. Diesen Ausgaben steht ein Kapitalwert von 135 Millionen Mark gegenüber, der aus den Wasserkräften gewonnen werden soll. Aus dem Gefälle von 150 Meter hofft man 75 000

Pferdekräfte mit 50 000 Kilowatt und 350 Millionen Kilowattstunden nutzbar machen zu können. Zwanzig weitere Millionen bringt dem Plan nach die Steigerung der anliegenden, von der bisherigen Überschwemmungsgefahr befreiten Grundstücke. 13 Millionen hat bereits im Jahr 1916 der bekannte Großindustrielle Dr.-Ing. Bosch in Stuttgart in freigebigster Weise für dieses Neckarbauprojekt gestiftet. Die auf diese Weise gewonnenen Werte übersteigen die berechneten Baukosten um 18 Millionen. Die Wirtschaftlichkeit des Unternehmens ist demnach gewährleistet. Dazu kommen dann noch die Einnahmen aus dem Verkehr und die gar nicht ziffernmäßig zu erfassenden Vorteile des gesamten Wirtschaftslebens durch diesen Großschiffahrtsweg und die Verbilligung der Frachten. Eine ungefähre Veranschlagung des Verkehrs in Frachtgütern rechnet unter Zugrundelegung des Bahnverkehrs im Jahre 1913 für die Bergfahrt mit 3,71 Millionen Tonnen, für die Talfahrt 0,81 Millionen Tonnen. Dabei ist noch nicht die Fracht für die Bodenschätze mit eingestellt, mit deren Gewinnung aber in großem Umfang gerechnet werden kann, Eisenerze, ölhaltigen Schiefer, Kalksteine, Sandsteine, Steinsalz und anderes mehr. Das überraschend günstige Ergebnis der Entwurfsbearbeitung, die dem Südwestdeutschen Kanalverein zu verdanken ist, verschafft dem Rhein-Neckar-Donaukanal von vornherein ein schwer einzuholendes Plus von Vorzügen. Die Baukosten des ganzen Kanals von Mannheim bis Kelheim werden nämlich insgesamt auf 422 Millionen Mark geschätzt, die durch den Ertrag der Wasserkräfte nicht nur verzinst, sondern voraussichtlich auch innerhalb von 50 Jahren getilgt werden können.

Der Bau dieses Großschiffahrtsweges zwischen

Rhein und Donau ist also kein Unternehmen, das unerträgliche Lasten aufbürden würde, die das ohnehin ausgesogene Reich jetzt nicht tragen könnte, sondern es ist mit einer hocherfreulichen Rentabilität zu rechnen. Nicht nur für die südwestdeutsche Industrie, die allerdings nach den Verlusten, die durch den unglücklichen Kriegsausgang entstanden sind, aufs schwerste bedroht ist, sondern auch für Bayern und für das Wirt-

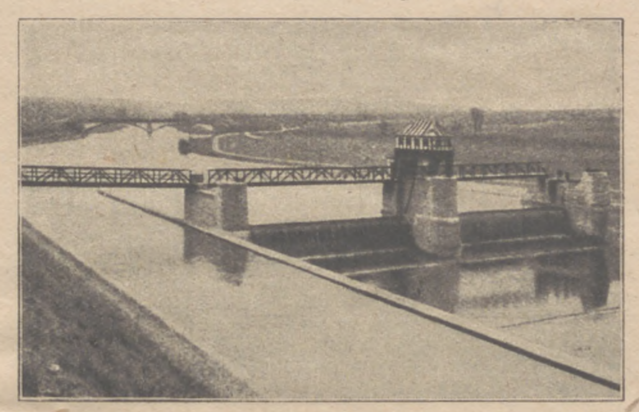


Das Projekt eines großen Schiffshebewerks aus der Stuttgarter Kanalausstellung.

schaftsleben des ganzen Reiches würde die Durchführung dieses Projekts von allergrößtem Vorteil sein. Der Rhein-Neckar-Donaukanal ist 64 Kilometer kürzer als der Mainweg und seine Baukosten der Schätzung nach um 50 Millionen Mark geringer. Er berücksichtigt nicht nur badische, hessische und württembergische, sondern ebenso bayrische Bedürfnisse, und gegen diese Vorzüge wird der Rhein-Main-Donaukanal sich schwer behaupten können. Aber es ist doch zu hoffen, daß der Bau der einen Wasserstraße nicht den der anderen ausschließt,

sondern nur höchstens aufschiebt. Das Wasserstraßennetz des Deutschen Reiches und insbesondere der Ausbau der Wasserstraßen zwischen Rhein und Donau werden noch manche Erweiterung erfahren, je rascher sie sich als segensreich erweisen, je mehr sie der Wiederaufrichtung der schwer getroffenen, aber in ihrer Lebensfähigkeit und ihrem Lebenswillen unzerstörbaren deutschen Arbeitskraft dienen werden.

Eine bis in alle Einzelheiten gehende Veranschau-



Der Werkkanal des Neckarkraftwerks Poppenweiler.

lichung des ganzen, außerordentlich bedeutsamen Projektes des Rhein-Neckar-Donaukanales wurde in der in der letzten Februarwoche und Anfang März in Stuttgart stattgehabten Kanalausstellung dargeboten. Die Leistungen der Technik, die keine Hindernisse schrecken, kein schlaffer Pessimismus mutlos machen darf, wurden in ihrer Bewältigung der Schwierigkeiten des Wasserbaus durch Stauwehre, Kammer- und Tauchschleusen vor Augen geführt. Das große Verdienst, trotz aller Hemmungen der letzten Unglücksjahre den Plan des

großen, wirklich vaterländischen Werkes der Anlage des Großschiffahrtsweges zwischen Rhein, Neckar und Donau auf durchaus solide, überzeugende Grundlagen gestellt, so gründliche Vorarbeiten geleistet zu haben, kommt dem seit Jahren unermüdlich das Ziel im Auge behaltenden Südwestdeutschen Kanalverein zu.

Als weitere Ergänzung wird dann hoffentlich auch in absehbarer Zeit die Herstellung eines Donau-Bodenseekanals von Ulm bis Friedrichshafen zur Ausführung gelangen.

In furchtbar schwerer Notzeit, ankämpfend gegen fast erdrückende Knebelungen des Wirtschaftslebens durch die grausam harten Bestimmungen des Versailler Friedens, rafft sich doch das deutsche Volk in großer Mehrzahl wieder auf, um in ungebrochenem Lebenswillen sich durch seine Arbeit zu behaupten. Es ist eine der schönsten, in ganzer Größe wohl erst späteren Geschlechtern erkennbare Zukunftsaufgabe, an die sich die Gegenwart machen kann, wenn das ganze deutsche Volk die Notwendigkeit erfaßt, die großen alten Verkehrsstraßen des Rheins und der Donau nicht fremder Ausnützung zu überlassen, sondern durch den Ausbau der Wasserstraßen zwischen beiden für die Erstarkung des deutschen Wirtschaftslebens aufs neue nutzbar zu machen.



Zwei Bräute und ein Bräutigam

Erzählung von Leo Pospischil

Der alte Attmanner, ein reicher Großbauer in Hollberg, hatte zu Neujahr seinen Hof seinem Sohn übergeben, unter der Bedingung, daß Franz bis Lichtmeß eine tüchtige, brave und reiche Frau heimführen solle. Der Wunsch des Alten war bei der kurzen Frist nicht leicht für den jungen Menschen. Hollberg lag in einem waldigen Almtal, und außer dem Großbauern wohnten in einem Dutzend Häuser nur noch Kleingütler. In Hollberg konnte er keine Braut finden, die dem alten Attmanner als Schwiegertochter recht gewesen wäre; ja, es gab im Ort überhaupt kein heiratsfähiges Mädchen. So mußte er sich auswärts umtun. Der junge Bauer ging unter dem Vorwand, Kühe zu kaufen, in alle Nachbargemeinden und sah sich dabei nach einem weiblichen Wesen um, das für ihn paßte. Als er nach zwei Wochen wieder heimkam, hatte er wohl ein paar stattliche Kühe gekauft, aber keine Braut gefunden. Wohl in hundert Häusern war er gewesen, ohne zu finden, was er suchte. In einem Orte hatte ihm wohl das Haus und die Wirtschaft einen guten Eindruck gemacht, aber die Leute wollten ihm nicht gefallen; an einem anderen Orte wären wohl die Leute nach seinem Sinn gewesen, aber das Haus und die Wirtschaft machten ihm weniger Freude. Der alte Bauer zeigte sich gar nicht erbaut, als Franz ohne Absicht und Aussicht heimgekommen war.

„Ich sieh schon, es muß wohl ich dir eine suchen," grantelte er den Sohn an.

Und am gleichen Morgen ging er fort, kehrte am andern Tage zurück und erklärte dem Jungen, er habe eine Braut für ihn gefunden. Mit dem Vater sei er einig, und übermorgen müsse der Franz auf Brautwerbung gehen.

Der Franz wollte wissen, wo der Vater gewesen und wer die ihm zugedachte Dirn' sei.

„Nicht weit hab' ich gehn brauchen," erklärte der Alte trocken, „nur nach Steinfeld 'naus auf den Sebastianimarkt, dort hab' ich meinen Freund, den Lentscheider von Hannebach, 'troffen, und gleich geht mir ein Licht auf. Daß mir der nit früher eing'fallen ist. Das schönste Vieh auf dem Markte gehört dem Lentscheider, und Zeug hat er in sei'm Haus, daß 's ihm fast das Dach auflupft, und er hat unverheiratete Madeln. Wir hab'n uns beim Rößlwirt 'troffen und sind bald auf die älteste Tochter, die Andl, einig worden. Ich hab' g'sagt, daß wir übermorgen auf Brautwerbung kommen."

„Aber Vater, kennst du denn das Madl?"

„Das Madl kenn' ich nit, aber den Alten kenn' ich, und gegen den gibt's nichts einz'wenden."

„Aber ich soll doch nit den Alten heiraten."

„Das Madl wird dir schon g'fall'n. Der Lentscheider hat mir viel von der Andl erzählt."

„Er wird sein Kind doch nit schelten, du kennst das Madl nit, und ich hab' sie nie g'sehn, ich weiß nit, ob sie mir g'fällt."

„Ich hab's fest zug'sagt, daß wir kommen," sagte der Alte zornig.

„Ich hab' nichts versprochen," brummte der Junge. „Heiraten muß doch ich. Eh ich das Madl nit genau kenne, geh' ich nicht werben."

„Die Schand' sollst mir nit antun!" schrie der Alte erbost.

„Schand' hin, Schand' her, ich kann dir nit helfen."

Beide schwiegen. Dann sagte der Sohn: „Vater, ich will dir was sag'n. O'schaun muß ich das Madl, bevor

ich drum werben kann. Morgen is in Steinfeld Patrozinium; ich geh' aus zum Amt und darnach steig' ich nach Hannebach 'nauf zum Lentscheider. Morgen erwarten sie uns nit und richten sich nit her. Da seh' ich am besten, wie das Madl wirklich ist und wie das Hauswesen ausschaut, wenn ich unerwartet komm'. Gibt sich die G'schicht, dann will ich morgen gleich reden. — Gibt sich's nit, dann is halt aus damit."

Der Alte knurrte unverständliche Worte in seinen grauen Bart, gab sich aber dann doch zufrieden.

Am nächsten Tage nach dem Amt in Steinfeld wanderte der junge Bauer nach Hannebach. Je näher er dem Lentscheiderhof kam, um so mehr verlor er seinen Gleichmut. Groß war die Verwirrung, als er beim Lentscheider eintrat und seinen Namen nannte. Die Töchter liefen auseinander, die alte Bäuerin entschuldigte sich, daß so gar nichts hergerichtet sei, weil man sich erst für morgen eingerichtet habe. Das schlimmste wäre, daß die Andl heut' gar nicht daheim sei — — sie sei nach Steinfeld zum Patrozinium und käme erst spät abends heim. Der Attmanner entschuldigte sich, daß er auch nicht immer Zeit habe. Nach und nach gewannen nun auch die Lentscheiderischen wieder ihre Fassung und gaben sich Mühe, das Unangenehme des ersten Empfanges mit Freundlichkeit zu verwischen. Die Bäuerin brachte das Beste, was sie in Küche und Keller hatte, und der junge Attmanner ließ sich alles munden.

Später sah man Haus und Hof an, und dem jungen Attmanner gefiel die Ordnung und der Wohlstand. Was ihm aber nicht gefiel, waren die Töchter. Die gaben sich ihm zu geziert. Und das machte den Freiwerber kopfscheu.

Allein die Älteste war ja nicht da, die konnte ja anders sein.

Am Nachmittag kam man auch auf die Heirat zu sprechen; der Attmanner hielt sich aber vorsichtig zurück; immer wieder erklärte er, es tue ihm leid, daß er die Andl nicht sehen könne. Der alte Bauer meinte, er könne ja über Nacht dableiben, aber der Attmanner dankte, er habe dem Vater versprochen, heimzukommen. Er wartete noch eine Zeitlang; als aber das Mädchen nicht kam, ließ sich der junge Bauer nicht mehr halten; er müsse jetzt heim. Vier Stunden Weg wollten gemacht sein, und er käme nicht gern in der Nacht heim. Der Lentscheider versprach, daß er in den nächsten Tagen mit der Andl nach Hollberg kommen wolle; übrigens werde die Andl den Attmanner sicher auf dem Wege begegnen — er solle sie dann aber auch gewiß anreden und nicht fremd vorbeigehen. Der Attmanner versicherte, daß ihm am meisten daran gelegen sei, mit dem Mädchen bekannt zu werden, und nahm freundlichen Abschied.

Der junge Bauer schritt rüstig talabwärts. An jeder Wegbiegung, wo er eine Strecke weit vorausschauen konnte, spähte er aufmerksam, ob das Mädchen nicht daherkäme; die Andl sah er aber nicht. Sie war draußen beim Engelwirt in Steinfeld, wo die jungen Leute tanzten; sie unterhielt sich gut und dachte nicht daran, vor der Nacht heimzugehen; es war ja auch der alte Vetter Matthes da, der versprochen hatte, sie heimzubringen.

Nun wollte es der Zufall, daß um die Zeit, als der Attmanner von Hannebach nach Steinfeld marschierte, auf demselben Wege ein Mädchen von Steinfeld nach Hannebach wanderte. Es war die Tochter des Oberlentscheider, eines Kleinbauern, des nächsten Nachbars von Unterlentscheider, bei dem der Attmanner auf Brautschau gewesen war. Das Oberlentscheidergütchen

lag einen Büchsenschuß weit hinter dem großen Unterlentscheiderhof im Walde, und dort lebten drei schöne, starke und gesunde Mädchen. Das älteste war heute auf einer Wallfahrt in Breitenstein gewesen und wanderte jetzt heimwärts.

Als der junge Attmanner das Mädchen daherkommen sah, glaubte er fest, es sei die ihm zugedachte Großbauerntochter. Als das Mädchen näher kam, musterte es der junge Bauer von Kopf bis zu den Füßen. Es gefiel ihm auf den ersten Blick.

„Guten Abend!" grüßte das Mädchen freundlich.

„Guten Abend!" erwiderte der Attmanner. „Wo gehst denn hin?"

„Heim geh' ich!"

„Wo bist denn daheim?"

„Beim Lentscheider in Hannebach!"

„Du bist die Lentscheider-Andl, gelt?"

Das Mädchen errötete.

„Die werd' ich wohl sein!"

„Ich hab' halt so viel Schönes und Gutes von dir erzählen g'hört!" schmeichelte der Bauer.

Das Mädchen schaute den jungen Mann offen an und fragte: „Wer bist denn du?"

„Ich bin der junge Attmanner von Hollberg!"

„So, so! Der junge Attmanner. Wir haben einmal eine Kuh von euch gekauft. Mein Vater hat gesagt, daß ihr einen schönen, großen Hof habt."

„Ja, aber halt ein wenig abg'legen, sonst wäre der Hof schon recht," erwiderte der Bauer.

„Nit weiter abg'legen als bei uns," sagte die Andl.

Als das Mädchen aber dem Blick des jungen Mannes begegnete, wurde es unruhig.

„Ich muß jetzt heim, ich hab' keine Zeit."

„So eilt's doch nit," sagte der Bauer; „wenn ich vier Stunden weit deinetwegen g'gangen bin, wirst du auch ein wenig Zeit für mich haben!"

„Meinetwegen bist du hergegangen?" fragte das Mädchen, bis an die Schläfe errötend, „zu was denn?"

„Das weißt du wohl."

„Nichts weiß ich."

„Hast du gar nichts g'hört?"

„Ich wüßt' nit was."

Der Attmanner überlegte eine Zeitlang; dann sprach er ernst: „Andl, ich will nicht lang' herumreden. Zu Neujahr hat mir der Vater den Hof übergeben, und ich brauch' jetzt a junge Bäuerin; du bist mir als tüchtig und brav g'lobt word'n. G'fallen tust mir auch. Ich bitt' dich, sei so gut und werd' meine Bäuerin. Ich verspreche dir, daß du's gut bei mir haben sollst. Das lange Herumreden is mir z'wider; ich möcht' gern bis Lichtmeß Hochzeit halten. Jetzt sag', ob du mich magst oder nit."

Das Mädchen zitterte und brachte kein Wort heraus. Nach einer Weile schlug es seine Augen auf und sprach leise: „Ich mag dich wohl. Mir wär's schon recht. Aber ich muß erst meine Eltern fragen."

„Da fehlt nichts, — wirst schon sehen."

„Wenn's den Eltern recht ist, dann sag' ich gern ja." Sie reichte dem Bauer die Hand, der sie freudig festhielt.

Nun holte der Attmanner seine Brieftasche heraus, nahm eine Tausender-Banknote und gab sie dem Mädchen.

„Da," sagte er, „Andl, hast eine kleine Drangab'; morgen kommst d' zu uns und schaust dir den Hof an; wenn's dir g'fällt, machen wir's morgen richtig."

Das Mädchen wollte die Banknote nicht nehmen. Da aber Attmanner darauf bestand, steckte sie das Geld ein und versprach, morgen zu kommen. Die beiden

sagten sich noch einige freundliche Worte und schieden dann voneinander.

Als der junge Attmanner daheim den glücklichen Ausgang erzählte und dem Alten sagte, wie gut ihm die Braut gefallen, und daß alles richtig sei, waren Vater und Mutter zufrieden.

Am nächsten Vormittag kam die Oberlentscheider-Andl. Nachdem sie herzlich bewillkommt worden war, fragte der junge Bauer: „Aber Andl, kommst ganz allein? Warum ist denn der Vater nicht mitg'gangen?"

„Der Vater hat zuerst mich ausg'lacht," erwiderte das Mädchen errötend. „Wie ich ihn aber das Geld hab' sehen lassen, hat er g'sagt, ich soll allein zu euch gehen. Er und die Mutter wären einverstanden."

Die Attmannerischen schauten einander überrascht an.

Da lachte der alte Bauer hellauf.

„Ja, ja," sagte er, „ich kenn' ihn, den Lentscheider, er ist allweil noch der alte spaßige Kerl, wenn er sich einen Jux machen kann, tut er's gern."

Man trat in die Stube und setzte dem Mädchen Erfrischungen vor. Die Andl benahm sich so natürlich und treuherzig, daß die beiden alten Leute einander zufrieden anschauten. Als man später Haus und Stall besichtigte, freute sich das Mädchen über den Wohlstand des Hofes; das schmeichelte den alten Leuten. Und die Andl verstand über alles so verständig und doch bescheiden zu urteilen, daß die Alten dem Mädchen immer mehr schön taten. Nachher ging man wieder in die Stube und verabredete die Zeit zur Hochzeit.

Mitten im besten Plaudern hörten sie draußen im Gange Schritte; es klopfte an die Stubentür. Der Bauer schrie: „Herein!" Da kam der Unterlentscheider mit seiner Tochter Andl. Die beiden schauten sich ver-

dutzt an. Die Oberlentscheider-Andl wurde glührot. Der alte Attmanner stand auf: „Siehst es, siehst es — da kommt er doch noch! Hab' mir's ja gleich denkt. Geh nur her, alter Schwed', und setz dich nieder. Eigentlich täten wir dich gar nimmer brauchen, wir sind schon eins und fertig."

„Ich versteh' dich nit," sagte der Lentscheider und schaute argwöhnisch den jungen Attmanner und die Nachbarstochter an.

„Ich versteh' dich wohl," sagte der Attmanner gutgelaunt, „bist alleweil noch der Alte und kannst deine Spasseteln nit lassen."

„Was für Spasseteln?" fragte der Lentscheider verdrießlich. „Ich mach' keine Spasseteln."

„Geh, wenn d' an Spaß machst, wirst doch auch an Spaß verstehn," begütigte der Attmanner.

„Was meinst du für einen Spaß?" fragte der Lentscheider.

„Daß d' mit deiner Brautvaterschaft erst hintendrein kommst, wie der Anhang zum Katechismus," lachte der Attmanner. „Aber weißt, jetzt is alles gut. Des Madl is sauber, g'scheit und brav; es g'fällt uns, mir und meiner Alten."

„Was für a Madl?" schnaubte der Lentscheider.

„Die Braut, die Andl," sagte der Attmanner mit einem Wink auf die Oberlentscheider-Andl.

Die Unterlentscheider-Andl schaute wütend auf ihre Nachbarin; diese aber hielt sich beschämt die Hände vors Gesicht. Dem jungen Attmanner kam auf einmal alles so merkwürdig vor.

„So macht ihr's!" brauste der Lentscheider auf.

„Aber was hast denn?" fragte der Attmanner. „'s wird wohl nit g'fehlt sein, daß wir mit dem

Mädel g'red't haben. Wir haben g'meint, du kommst nimmer."

„So, so! Ich komm' nimmer, habt ihr g'meint," spöttelte der Bauer grimmig, dann brach er los: „Ihr seid a heimtückische falsche G'sellschaft. Aber ich lass' mich nit umsonst foppen und meine Tochter ins Gered' bringen, das sollt ihr wissen."

„Wen haben wir g'foppt? Wen haben wir ins Gered' 'bracht?" schrien die Bäuerin und der junge Attmanner fast zugleich.

„Meine Tochter da," bellte der Lentscheider und deutete auf sein Kind.

„Um Himmels willen, was ist denn los?" jammerte die Oberlentscheider-Andl.

„Die da kenn' ich nit, mit der hab' ich noch kein Wort g'red't," sagte der junge Attmanner mit einem Wink auf die Unterlentscheider-Andl.

„Aber ang'halt'n hast um sie," brüllte der Lentscheider giftig.

„Um die nit, um die andere, um die andere!" beteuerte der Franz.

Die Oberlentscheider-Andl sprang hinter dem Tisch vor und wollte zur Tür hinaus; der junge Bauer ergriff sie beim Arm und sagte: „Andl, bleib da! — Ich will keine andere und mag keine andere als dich!"

„Du wirst wohl nit auf die eine versteift sein, Lentscheider," begütigte der alte Attmanner; „die da g'fällt uns halt einmal besser, s' ist auch die nettere."

„Und wird auch a rechte Bäuerin sein," mischte sich die Alte ein, „die andere g'fällt mir nit."

„So schön wie deine Kinder bin ich alleweil noch, du altes Reibeisen!" zeterte die Tochter des Unterlentscheider.

„Ich bin froh, daß 's so 'gangen ist," schrie der Lentscheider; „bei einem alten Drachen tät' mich mein Kind erbarmen."

„Meine Frau lass' ich von dir nit schimpfen!" erboste sich jetzt auch der Attmanner.

„Und wir lassen uns nicht zum Narren halten, von so einer Lotterbande!" schimpfte der Lentscheider.

„Wer ist eine Lotterbande!" brauste der Attmanner auf.

„Ihr da, alle miteinander," gellte der Lentscheider.

„So, so. Scho' recht; wir reden noch wo anders darüber, Lentscheider. Aus is! Jetzt mag ich gar keine von dein' Töchtern."

„Ich tät dir auch keine mehr lassen!"

„Dann pack dich nur und nimm sie mit. Die auch da," sagte grollend der Attmanner und zeigte auf die Oberlentscheider-Andl.

Das Mädchen fing an zu weinen und wollte fort, aber der junge Bauer hielt es fest.

Der Lentscheider stutzte, sah auf die Nachbarstochter und sagte roh: „Die Betteldirn geht mich nichts an!"

„Ja, wer wär' denn das," tat die alte Bäuerin verwundert, „sie ist doch auch dein Kind!"

„Tät' mich schön bedanken!" gröhlte der Lentscheider.

„Da hat sie euch schön dran'kriegt," sagte seine Tochter wütend.

„Ja, was ist denn das?" fragte der junge Bauer erschreckt. Mit vorwurfsvollem Blick auf die Oberlentscheider-Andl: „Madl, hast du mich wirklich ang'logen?"

Die Oberlentscheider wischte sich die Tränen aus den Augen.

„Ich hab' niemand ang'logen."

„Aber du hast doch gestern g'sagt, du wärst die Tochter vom Lentscheider."

„Du hast mich gefragt, ob ich die Lentscheider-Andl wär' und das ist auch wahr. Ich gehöre den Oberlentscheider, und wir sind die nächsten Nachbarn zum Unterlentscheider da. Die Leut' heißen mich alle die Lentscheider-Andl. Es ist mir nit eing'fallen, daß du mit der da schon a Bandelei haben könnt'st; bist ja gestern in Hannebach g'wesen und hättest's ja mit ihr ausmachen können."

„Ich hab' das Madl nit 'kannt," beteuerte Franz, „und ich hab' sie nur amal anschaun woll'n; sie war aber nit daheim. Dann bin ich dir auf'm Weg begegnet und hab' dich für die Tochter vom Lentscheider g'halten."

„Dafür kann ich nichts," sagte die Andl, dann warf sie den Kopf in den Nacken. „Ich tritt zurück, ich bin nur a Kleinbauerntochter — aber ehrlich sind wir immer g'wesen. Da hast dein Geld!"

Sie legte den Tausendmarkschein auf den Tisch. Der junge Bauer ergriff schnell ihre Hand und sagte: „So ist's nit g'meint, Andl. Wir halten einander Wort! Um die Tochter vom Lentscheider hab' ich nit g'freit. Ich hab' sie nur anschaun woll'n, ob sie mir g'fällt, man kauft doch keine Katz im Sack; Andl! Ich sag' dir, du g'fällst mir hundertmal besser als die da. Sei so gut, werd' meine Bäuerin und vergiß die dumme G'schicht'."

Der Unterlentscheider rief seiner Tochter zu: „Andl, geh'n wir, wir haben nichts da zu suchen!"

Ohne Gruß gingen sie aus der Stube. Das Mädchen warf unter der Tür noch einen giftigen Blick auf ihre Nachbarin.

Die Zurückgebliebenen setzten sich wieder an den Tisch und wurden bald einig. Die Alten erklärten sich nicht nur ganz mit der Wahl ihres Sohnes einverstanden, sie waren sogar herzlich froh, daß alles so gekommen war.

Zu Lichtmessen war Hochzeit. — Es wurden dabei wohl allerhand lose Reime gesungen, aber in das Glück der jungen Leute fiel kein Schatten. Und auch die Alten waren zufrieden, daß ihnen der Zufall eine so gute Tochter beschert.



Von Kastanienbäumen und ihrer wirtschaftlichen Nutzung

Von Emil Gienapp

Zu unseren bekanntesten Landschafts- und Straßenbäumen gehören die Kastanien; die weißblühende Roßkastanie — Aesculus Hippocastanum — die rotblühende Kastanie — Aesculus rubicunda — und die Edelkastanie — Castanea vesca. Am längsten bei uns in Deutschland eingeführt sind die beiden ersten Arten; sie kamen als wildwachsende Baumarten aus den nordgriechischen Gebirgen über Konstantinopel und die Balkanstaaten zu uns und fanden bald große Verbreitung. Die Edelkastanie bildet in Korsika waldartige Bestände, und wir schätzen sie als Zier- und Nutzbaum. Im übrigen Europa ist diese Nutzkastanie immer noch spärlich verbreitet, woraus sich auch erklärt, daß wir Bäumen dieser Gattung in solcher Größe und stattlichen Schönheit, wie wir sie unter den Roßkastanien antreffen, auch in Deutschland selten begegnen.

Aber nicht nur landschaftlich, sondern auch nutzwirtschaftlich zählen diese drei Kastanienarten zu unseren wichtigsten Baumarten. Ihre gerbstoffhaltige Rinde und mehr noch die im Herbste reifenden Früchte lassen sich verwerten. Aus der Rinde der Roßkastanie wird ein Stoff gewonnen, der sie für Gerbzwecke und medizinische Heilmittel wertvoll macht; außerdem werden sie nach Art der Chinarinde für chemische Wäschereien zubereitet. Nicht unbedeutend ist die Nutzungsmöglichkeit der Roßkastanienfrüchte; sie liefern Rohstoff für stark klebenden Stärkegummi — Dextrin — und finden auch in der Stärkefabrikation und in Brennereien Verwendung. Ein aus frischen Früchten durch Abkochen gewonnener Extrakt ist ein wirksames und billiges Mittel zur Ver-

treibung und Vertilgung vieler Garten- und Blumenschädlinge: Regenwürmer, Blattläuse, Ameisen. Nicht weniger wichtig ist aber auch die Benützung der Kastanienfrüchte als Futtermittel für Groß- und Kleinviehhaltungen, und zwar sowohl in frischem als in getrocknetem oder gedörrtem Zustand. In der Viehwirtschaft wird die Nutzung der Kastanien immer noch nicht gebührend gewürdigt. Wäre es anders, so würden nicht jährlich große Mengen dieser Frucht in Park und Garten, in Feld und Flur, insbesondere in städtischen Alleestraßen unbeachtet verkommen. Kinder sammeln sie als Spielzeug, um sie dann achtlos wegzuwerfen; bestenfalls werden sie von Erwachsenen aufgelesen, in Leinenbeutel genäht und an Stelle von Wärmflaschen als Bettwärmer benützt. Ihre richtige Verwendung finden die Roßkastanienfrüchte immer noch in beschränkter Weise; auf ihre Verwertung als Futtermittel muß jedoch immer wieder aufmerksam gemacht werden. Die Kastanien besitzen hierin viele Ähnlichkeit mit den Eicheln: beiden ist ein hoher Gehalt an Stärkemehl eigen, jedoch sind die Kastanien noch stärkereicher als die Eicheln. Was bei ihrer Verfütterung Vorsicht gebietet, ist ihr hoher Prozentsatz an Bitterstoff, der unter Umständen beim Milchvieh einen bitteren Geschmack der Milch verursachen kann. Man sollte sie nur als gelegentliches Misch- oder Beigabefutter und möglichst nur in frischem Zustande, in welchem sie am leichtesten verdaulich und auch weniger bitter sind, verfüttern. Der Bitterstoff wirkt wohltuend auf die Verdauungsorgane und damit fördernd auf den Stoffwechsel und auf das gesundheitliche Wohlbefinden der Tiere. Aufgenommen werden Kastanienfrüchte und Eicheln von fast allen Tiergattungen. Bei Mastrindern trägt ihre

Verfütterung ganz erheblich zur Fettbildung und Festigung des Fleisches bei. Die Futtermenge kann täglich zehn bis zwanzig Pfund betragen; man gibt diese Früchte am vorteilhaftesten gequetscht dem Grünfutter bei, weil in dieser Verfütterungsart die Kastanien auch durchfallverhütend wirken. Sollte indes der bittere Geschmack Anlaß zur Futterverweigerung geben, so läßt sich leicht dadurch abhelfen, daß man die Kastanien vor dem Gebrauch im Wasser auslaugt oder mit Futter vermischt, das von den Tieren besonders gern genommen wird. Dies trifft allgemein bei den Pferden und sonstigen Einhufern zu, die gerade keine besondere Vorliebe für Kastanienfutter zeigen, sich aber trotzdem bald daran gewöhnen, wenn man ihnen zunächst nur kleine Mengen gibt und ein Höchstquantum von fünf Pfund täglich nicht überschreitet. Fast ebenso verhalten sich die Schweine. Am liebsten fressen diese Kastanien in gekochtem Zustand und mit einem von ihnen bevorzugten Futter gemischt. Als tägliche Höchstmasse rechnet man bei Mastschweinen etwa zwei Pfund, bei Zucht- und Jungschweinen nur die Hälfte. Begehrlicher werden Kastanien von Schafen und Ziegen gefressen; über ein Pfund täglich soll man aber nicht verfüttern, um die Milch vor bitterem Geschmack zu bewahren. In Fällen, wo Ziegen und Schafe viel wässeriges Grünfutter aufnehmen müssen, verhütet der Bitterstoff der Kastanien Durchfall und sonstige Darmerkrankungen.

Die Roßkastanien geben auch noch ein wertvolles Futtermittel für Wildgehege und Fischzüchtereien. Vom Hochwild werden sie im Winter gedörrt oder getrocknet gerne gefressen, und im Fischteiche sind die Karpfen eifrig hinter aufgeweichten Kastanienfrüchten her, gleichviel, ob es frische oder getrocknete Früchte sind.

Wenn die Ernte an Roßkastanien nicht sogleich im Herbst in frischem Zustande verfüttert werden kann, lassen sie sich getrocknet oder gedörrt als Winterfutter auf Vorrat halten. In frischem Zustand halten sie sich immer nur eine gewisse Zeit, ohne schimmelig zu werden; selbst dann nicht lang, wenn man sie trocken eingebracht und dünn auf Horden eingeschichtet hat. In trockenem Zustand sind sie dagegen monatelang haltbar. Man trocknet sie am einfachsten in Ziegel- oder Backöfen und bewahrt sie an einem trockenen, luftigen Platze des Vorratbodens auf. Gefrorene, schimmelig oder riechend gewordene Früchte müssen vor der Verfütterung unbedingt gekocht werden, da sie sonst gesundheitschädlich wirken. Es ist ratsam, das erste Wasser abzugießen, um alle Krankheitstoffe möglichst zu beseitigen und den bitteren Geschmack zu mildern.

Die meisten Stärkefabriken und Spiritusbrennereien verwenden die Früchte der Roßkastanie als Rohstoffe ihrer Fabrikationserzeugnisse. Sie bieten hierfür einen hohen Gehalt an Stärkezucker und Kohlehydraten und besitzen nach Ausscheiden dieser chemischen Werte noch nützliche Fett- und Eiweißstoffe. Das aus Roßkastanien erzeugte Stärkemehl wird teilweise, sogar höher geschätzt als das aus Kartoffeln gewonnene; so ist es begreiflich, daß heute die Roßkastanien in diesem Fabrikationszweige eine wichtige und geldwirtschaftlich einträgliche Rolle spielen. Nur für den menschlichen Genuß sind die Roßkastanienfrüchte nicht beliebt, obgleich sie unter Anwendung bestimmter Kochvorschriften auch als menschliche Nahrung verwertbar wären. Nach gehöriger Abkochung zur Entfernung des bitteren Geschmackes lassen sie sich nach Art der Edelkastanien — Maronen — zu Kompott benützen und auch als Beigabe-

speisen mancherlei Art herrichten. Wertvoller für menschliche Nahrung sind die Früchte der Edelkastanien, und zwar sowohl in rohem als gekochtem Zustand; auch getrocknet schmecken sie gut, und in der Verwendung zu Backwerk leisten sie als Nährmittel wertvolle Dienste. In ihren chemischen Aufbaustoffen enthält die reife Frucht bis zu fünfundsiebzig Prozent Stärkemehl und Zucker, eine erhebliche Menge Stickstoff und einen guten Teil Fett, steht also in Beziehung auf Nährwert in der menschlichen Ernährung fast dem Weizenmehl gleich. Dieser Umstand führte auch dazu, daß in vielen Ländern — namentlich in Amerika und Italien — die Edelkastanienfrüchte in weitgehendem Maße zur Gewinnung aller möglichen Mehlfabrikate benützt werden. Die betreffenden Industrien erzielen dadurch nicht nur beträchtlichen Gewinn, sondern leisten auch der gesunden und billigen Volksernährung gute Dienste und der gesamten Volkswohlfahrt große wirtschaftliche Unterstützung.

Auch für die Bienenwirtschaft könnte aus der Anpflanzung vieler Kastanienbäume in Stadt und Land ein nicht unbedeutender Vorteil gezogen werden, da die Blüten sehr viel Süßstoff enthalten und sich gerade in einer Zeit entwickeln, wo andere Bienentrachtstätten dem arbeitsfreudigen Bienenvolke noch kein genügendes Betätigungsfeld bieten. Dies trifft insbesondere da zu, wo es sich, wie bei Landstraßen und städtischen Alleenpflanzungen, um größere Kastanienbestände handelt, das Flugfeld der Bienen also nicht nur auf wenige Bäume beschränkt ist.

In Würdigung der vielseitigen Nutzungsmöglichkeiten der Kastanienfrüchte wäre es vom eigenen privatwirtschaftlichen und mehr noch vom allgemeinen volks-

wirtschaftlichen und volkssozialen Standpunkte sehr zu wünschen, daß der Anpflanzung von Kastanienbäumen weit größere Beachtung, als dies seither geschehen ist, geschenkt würde, ganz abgesehen davon, daß dieselbe dem nähr-, haus-, land- und bienenwirtschaftlichen Interesse, auch Zwecken der Landes- und Städteverschönerung dienen und dadurch mehrfachen Nutzen bringen würde. Solche Anpflanzungen wären umso leichter möglich, als die genannten Kastanienarten unser Klima gut vertragen und fast in jedem Boden und in jeder Lage schnelles und gesundes Wachstum zeigen und in verhältnismäßig wenigen Jahren zu stattlichen Bäumen heranwachsen, die der Regel nach alljährlich reiche Früchte tragen. Die weißblühende Roßkastanie und ihre rotblühende Geschlechtsgenossin bieten in jedem Landschaftsbilde nicht nur zur Zeit der Blüte, sondern auch während der übrigen Vegetationszeit als schönes Baumbild eine ebenso charakteristische als landschaftlich wirkungsvolle Erscheinung. Dabei bliebe es nebensächlich, ob sie in großer Anzahl als alleenartige Straßenpflanzungen angeordnet, als Einzelbäume an Weg- und Straßenkreuzungen oder im freien Rasengrunde Aufstellung finden würden, gleichviel, ob sie als Schattenbäume in Park und Garten oder auf Spiel- und Sportplätzen ihren Zweck erfüllen.

Die Edelkastanien unterscheiden sich nur insofern, als sich ihr grünes Laubkleid aus fünfzehn bis zwanzig Zentimeter langen und bis zu zehn Zentimeter breiten, in Wechselreihe und dichter Folge an scharfgekanteten Kurztrieben sitzenden Einzelblättern zusammensetzt, und daß ihr Kronenbau mehr rundlicher als pyramidenförmiger Gestaltung ist als bei den Roßkastanien. Trotzdem lassen sie sich geradeso wie diese zu alleenartigen Pflanzungen

verwenden und wirken als großgewachsene Einzelbäume fast noch malerischer.

Es gibt noch eine Reihe weiterer Kastanienarten, die in den letzten Jahren als Zierbäume in unseren Gärten heimisch geworden sind, so beispielsweise Aesculus neglecta, heterophylla. Der Wuchs dieser neueren Arten ist jedoch weniger kräftig; auch gegen Winterkälte sind sie nicht immer so widerstandsfähig, als daß sie zur allgemeinen Anpflanzung zu empfehlen wären. Die gärtnerische Anzucht der Kastanien erfolgt bei gewöhnlichen Arten ausschließlich aus Samen, bei den Nachzuchtformen durch Veredlung auf die Stammart. Die den Winter über eingesandten Samen treiben während dieser Zeit zumeist schon ihren Keimling. Im Frühling ausgesät, geht der Entwicklungsprozeß schnell vonstatten, so daß sich schon im ersten Jahre kräftige Pflänzchen daraus bilden. Sie werden dann verpflanzt und in Reihen aufgeschult, bis sie schließlich wie andere kronengliedrige Laubhölzer ordnungsmäßig aufgeschult und für ihren Zweck sachgemäß herangezogen werden. Bei der Verpflanzung an den endgültigen, bleibenden Standplatz ist darauf zu achten, daß die Jungbäume ihre seitherige Richtung zur Wetterseite beibehalten; die bisherige West- und Ostseite des Stammes muß in derselben Windrichtung bleiben, da alle Kastanienbäume infolge der Weichheit ihres Holzes die Eigentümlichkeit haben, sich immer wieder nach ihrer ursprünglichen Licht- und Schattenseite zu drehen, worauf man mit Rücksicht auf ein hübsches Landschaftsbild achten sollte.

❖

Mannigfaltiges

Akrobaten des Wassers.— Akrobaten nennen wir Menschen, die sich durch fleißige lange Übungen Kunstfertigkeiten im Gebrauch ihrer Gliedmaßen angeeignet haben, die wir ihnen nicht nachmachen können, da sie mit dem natürlichen Gebrauch unserer Glieder in Widerspruch stehen. Leute, die statt auf den Füßen auf den Händen gehen, die klettern können gleich Affen und an Reck, Trapez und auf dem Seil oder an Barren Turnkunststücke von erstaunlicher Schwierigkeit gewandt und sicher ausführen und noch tausenderlei andere Dinge treiben, bei denen Geschicklichkeit und Übung die Hauptrolle spielen, sind Akro-



Knurrhahn.

baten. Solche Künstler gibt es auch im Tierreich, und zwar unter allen Tierklassen. Unter den Vögeln gibt es Akrobaten, die als Flugkünstler Ungewöhnliches und Außerordentliches leisten; eine in Afrika lebende Adlerart erhielt sogar deswegen den Namen „Gaukler". Besonders häufig finden sich Akrobaten unter Wasserbewohnern, die von der herkömmlichen Weise ihrer Fortbewegung, dem Schwimmen, abweichen und sich als ganz absonderliche Künstler zeigen.

In unserer Nord- und Ostsee ist ein merkwürdiger Fisch heimisch, den gewiß schon jeder, der sich in einem Seebad aufhielt, einmal gesehen hat. Der mit einem großen, unförmlichen Kopf versehene Fisch, der an seinen Kiemendeckeln Stacheln trägt, geht in den Strandwässern der See dem Angler leicht an den Haken. Zieht man ihn aus dem Wasser heraus und faßt ihn an, dann stößt er einen merkwürdig knurrenden Ton aus, weshalb

er den Namen Knurrhahn (Trigla hirundo) erhalten hat. Betrachtet man dieses Geschöpf genauer, so sieht man, daß die drei vordersten Teile seiner Brustflossen von den übrigen getrennt, nach unten gebogen und nach vorn gerichtet sind, gleich den Fingern einer Hand. Sie berühren mit ihren Spitzen den Grund; wenn der Knurrhahn keine Lust mehr zum Schwimmen hot, läßt er sich zu Boden sinken und bewegt sich auf dem Grund weiter, indem er die Flossenteile, in rascher Reihenfolge hintereinandersetzt. Der Körper schwebt frei im Wasser, und je nach Belieben wandelt er gemächlich oder mit großer Raschheit über den Boden dahin. Der Knurrhahn vermag demnach zu „gehen"; aber er muß dabei im Wasser bleiben, er kann nicht wie ein anderer, in den Tropen wohnender Fisch das feuchte Element verlassen und über Land wandern.



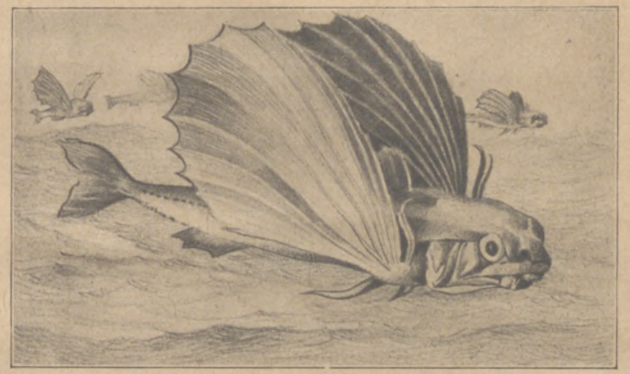
Schlammspringer.

Der indische Kletterfisch — Anabas scandens —, der in Tümpeln und Teichen seiner Heimat ziemlich häufig vorkommt, gerät nicht in Verlegenheit, wenn sein Wohngewässer austrocknet; er macht sich dann auf den Weg zu einem anderen Tümpel, in dem noch Wasser vorhanden ist. Zuweilen klettert er auch auf schrägstehende Bäume, um sich dort einige Zeit aufzuhalten. Da der Kletterfisch neuerdings von Liebhabern vielfach in Aquarien gehalten wird, können wir seine Beweglichkeit bewundern, wenn wir ihn aus dem Wasser herausnehmen und auf den Boden setzen.

Beweglicher noch ist ein in Westafrika heimischer Fisch, der Schlammspringer — Periophthalmus Koelreuteri —. Seine Brustflossen sind lang und kräftig; wenn er das Wasser verläßt, vermag er, auf sie gestützt, wie auf Füßen dahinzuwandern. Sieht er eine Fliege oder ein anderes Beutetier vor sich, dann erhascht er mit einem Sprung das Insekt im Fluge.

Wird der Fisch erschreckt, so springt er in langen Sätzen davon; er vermag sich so flink und rasch zu bewegen, daß es einem Menschen nur selten gelingt, ihn einzuholen und zu fangen. Wenn die meist in kleinen Tümpeln lebenden Schlammspringer sich bedroht fühlen, verlassen sie das Wasser und springen in dichte Gebüsche, wo sie sich verkriechen, bis die Gefahr vorüber ist und sie wieder zu ihrem Tümpel zurückkehren können.

Eine Weiterbildung dieser zur Fortbewegung im Wasser und



Fliegender Fisch.

auf dem Lande dienlichen Flossenteile macht es anderen Fischen möglich, zu fliegen.

Die Funktion der modernen Flugmaschine beruht bekanntlich auf dem Prinzip, durch die Tragflächen des Apparates einen Widerstand nach unten, gegen das Sinken, herzustellen und durch den Motor mit seinen Propellern einen kräftigen Antrieb nach vorn zu erzeugen. In der Natur finden wir eine nach denselben Prinzipien wirkende Flugvorrichtung bei fliegenden Fischen. Wer eine Reise in größeren Breiten über den Ozean gemacht hat, wird die Scharen der fliegenden Fische beobachtet haben, die, plötzlich aus dem Wasser emporschnellend, sich in schräger Richtung in die Luft erheben und dann allmählich in flach abfallender Bahn die Oberfläche des Wassers wieder erreichen.

Betrachten wir den Bau eines solchen Flugfisches, von denen zuweilen einige auf das Deck der Schiffe fallen, so sehen wir, daß die Brustflossen außerordentlich stark entwickelt sind und zahlreiche feinverzweigte Flossenstrahlen haben. Diese weit-auseinandergespreizten Flugflossen dienen als Tragflächen. Die Schwanzflosse des Fisches ist sehr groß und tief gegabelt, und ihr unterer Teil ist bedeutend stärker und länger als der obere. Durch kräftige Bewegung der Schwanzflosse, die durch starken Druck nach unten wirkt, schießt der Fisch aus dem Wasser in die Luft empor. Im selben Augenblick, wo er das Wasser verlassen hat, spreizt er seine Flugflossen aus und steigt nun so lange in die Höhe, wie die Kraft des Antriebes ausreicht. Ist diese Kraft zu Ende, dann sinkt der Fisch wieder, aber durch die Wirksamkeit der Tragflächen seiner Flossen nur ganz allmählich in flacher Kurve abwärts. Er sinkt im Gleitfluge auf das Wasser nieder. Im Wasser faltet der Fisch seine Flugflossen zusammen, so daß sie ihn nicht beim Schwimmen hindern. Die Windrichtung spielt bei diesem Flug eine bedeutsame Rolle, denn wenn der Fisch sich gegen den Wind aus dem Wasser schnellt, so trägt ihn dieser wie einen Steigdrachen höher empor, als wenn er von hinten auf ihn drückt; die Flugbahn gegen den Wind ist also immer die höchste und längste. Wenn fliegende Fische sich in einem Winkel von fünfundvierzig Grad aus dem Wasser erheben, geht ihr Flug am weitesten. Die fliegenden Fische haben sich also am meisten von der ursprünglichen Form der Fischbewegung, dem Schwimmen, entfernt, sie sind daher in der Reihe der Akrobaten des Wassers die am weitesten fortgeschrittenen und merkwürdigsten. L. St.

Der geprellte Erbschleicher. — Daß man von Sonderlingen die größten Überraschungen erleben kann, dafür bieten Vergangenheit und Gegenwart die eigenartigsten Beweise. Und nicht selten zeigte sich nach der Testamentseröffnung wunderlicher Käuze, daß die vermeintlich sichersten Erben nicht den geringsten Grund hatten, über letztwillige Bestimmungen erbaut zu sein. Häufig genug kam es früher vor und wird es auch künftig geschehen, daß die dem Verwandtschaftsgrade nach nächsten Erben

samt den gerissensten Erbschleichern lange Gesichter machten. Denn kein Mensch ist unzuverlässiger in seinen Entschlüssen und unberechenbarer in seinen Absichten als ein zum Sonderling gewordener alter Mann. So lebte um 1780 in der Nähe einer mitteldeutschen Hauptstadt ein reicher Gutsbesitzer, auf dessen Abscheiden eine Reihe von nahen und ferneren Verwandten wartete. Obwohl in der Stadt erzogen, war Paulus Obentrott im Laufe eines langen Lebens stark verbauert, er sprach seit Jahrzehnten im Dialekt seiner Heimat, und wer seine städtische Herkunft nicht kannte, hätte nach Aussehen und Sprache in dem alten Herrn einen erbeingesessenen Bauern vermutet. Als Landwirt tätig, hatte er sogar die bäuerliche Tracht angenommen. Es gab Leute, die behaupteten, Obentrott habe das nur deshalb so gehalten, um seine vornehmen Angehörigen in der Stadt damit zu ärgern. Die städtischen Verwandten waren denn auch zu keiner Zeit besonders erbaut, wenn der wunderliche und unberechenbare Mann sich unter ihnen sehen ließ. Aber aus naheliegenden Gründen suchten sie ihren Verdruß so gut, wie es immer gehen wollte, zu verbergen.

Paulus Obentrott bevorzugte eigentlich keinen seiner Verwandten in auffälliger Weise, doch brachte er es immer fertig, alle in Unsicherheit zu erhalten, und sah es offenbar nicht ungern, wenn sie unter sich uneins wurden, ein Zustand, der sich fast immer einstellte, wenn er kürzere oder längere Zeit in der Stadt geblieben war.

Eines Tages gab es eine große Überraschung, denn Paulus Obentrott wohnte seit Jahrzehnten zum ersten Male bei einem älteren Neffen, dem Sohne seiner längst verstorbenen Lieblingsschwester. Diese offene Auszeichnung war neu und auffällig, denn der Alte war sonst in einer Wirtschaft abgestiegen, die besonders von den Landleuten des Dorfes, in dem er wohnte, aufgesucht wurde. Man steckte die Köpfe zusammen und bemühte sich, den Grund dieser Wandlung zu erforschen, was umso schwerer fiel, als Obentrott mit keinem Worte andeutete, warum er den gleichfalls wohlhabenden Neffen Veit Brosamer so unerwartet bevorzugte. Vermeintliche Menschenkenner behaup-

teten, der alte Obentrott spiele damit nur eine neue Komödie, denn er dächte gewiß nicht ernstlich daran, den Neffen als Erben einzusetzen, er wolle ihm nur Hoffnung darauf erwecken und zugleich Unfrieden stiften. Und man rechnete bestimmt damit, daß diese scheinbare Zuneigung nicht lange dauern würde. Diesmal aber sollten sich alle getäuscht finden, denn so oft Obentrott nun in die Stadt kam, wohnte er bei seinem Neffen, der nun immer mehr von allen gemieden ward.

Wieder einmal war der Sonderling bei Veit Brosamer eingekehrt; er sah kränklich aus, klagte mehr als sonst und behauptete, nun könne er nicht lange mehr leben. Zugleich erschreckte er den Neffen mit der ernst gemachten Erklärung, daß er bis zur Stunde kein Testament errichtet habe und auch nicht daran dächte, eines zu machen, denn er wolle haben, daß man sich um seinen Nachlaß streiten solle. Im ersten Augenblick der peinlichsten Betroffenheit glaubte der Neffe den Worten des Alten nicht, aber bald zweifelte er nicht mehr an der Wahrheit der gallig gemachten Äußerungen. Paulus Obentrott fühlte sich offenbar wohl bei dem Gedanken, daß es nach seinem Hinscheiden Streitigkeiten geben müsse, und auch die wiederholten Klagen über sein Befinden waren nicht grundlos. Nach zwei Tagen erhob er sich nicht mehr vom Bett, verbat sich aufs strengste, daß ein Arzt geholt werde, und gegen Abend, nachdem er halb im Sterben nochmals versicherte, daß er keine Zeile zu irgend eines Menschen Gunsten hinterlassen werde, ging er still aus der Welt.

Veit Brosamer entschloß sich, das Glück zu korrigieren, denn er gönnte keinem der Verwandten das ihnen möglicherweise zufallende Erbteil. Er kannte in dem Ort, in dem Obentrott gelebt hatte, einen Bauersmann, Konrad Freyber, der dem Verstorbenen auffallend ähnlich sah. Rasch entschlossen verbarg er die Leiche des Onkels in einer Kammer und ritt bei einbrechender Dunkelheit in das nahegelegene Dorf, um den Bauern noch während der Nacht in sein Haus zu holen. Im Dorf angelangt, weckte er Freyber und ließ ihn schwören, nichts von dem, was er ihm zu sagen habe, einem Menschen zu offenbaren. Dann erzählte

er ihm, Paulus Obentrott läge tot bei ihm im Hause in der Stadt und sei ohne Testament gestorben, obwohl er im letzten Augenblick willens gewesen wäre, klare Verfügungen zu treffen. Ihm, Konrad Freyber, habe er ein kleines Gut vermachen wollen, und das sei nun leider nicht mehr schriftlich zu bestimmen gewesen, so wenig wie das, was ihn selber beträfe. Dann legte er dem verständnisvoll aufhorchenden Bauern nahe, er könne ohne Mühe die Rolle eines Sterbenden spielen; er solle sich bei ihm ins Bett legen und ein Testament in dem Sinne diktieren, wie Obentrott dies vorgehabt habe. Vor allem solle Freyber nicht vergessen, sich selber das am Weiher gelegene Gut zu schenken. Der nicht im besten Wohlstand lebende Freyber begriff rasch und eilte sofort mit Veit Brosamer in die Stadt, der ihm unterwegs die Rolle, die er spielen sollte, Wort für Wort vorsagte und einübte.

Um elf Uhr kamen beide in der Stadt an, der Bauer legte sich zu Bett, und Brosamer holte einen Notar und zwei der ältesten Verwandten als Zeugen, die besonders, und zwar an erster Stelle, im letzten Willen bedacht werden sollten.

Als die beiden Männer, fast gleichzeitig mit dem Notar, das Sterbezimmer betraten, fanden sie ihren vermeintlichen Verwandten in einem Bett mit Vorhängen liegend und stöhnend sein nahes Ende bejammernd. Freyber hatte sich die Nachtmütze über die Stirne gezogen und klagte bei halbgeöffneten Gardinen, tief in die Kissen vergraben, über das blendende Kerzenlicht. Brosamer stellte besorgt einen Lichtschirm auf, und der Notar legte Papier und Feder zurecht, um das Testament rechtsgültig abzufassen.

Nach kurzen einleitenden Worten widerrief der Erblasser jedes Testament, das er zuvor gemacht habe, und jedes andere, das er etwa künftig aufsetzen lassen würde, wenn es nicht mit den Worten anfinge: „Dies ist mein, Michael Paulus Obentrotts, letzter Wille. Der Herr sei mir armem Sünder gnädig." Er bestimmte als seinen Begräbnisort den Friedhof in dem Dorfe, in dem er bisher gewohnt hatte, und vermachte bestimmte Summen der Gemeinde und dem Armenhaus da-

selbst. Dann nannte er den Anteil, der für die beiden anwesenden Zeugen bestimmt sei, worüber die Männer in offenkundige Rührung gerieten. Nun fuhr er mit klarer, wenn auch matter Stimme fort: „Ingleichen schenke und vermache ich meinem Pächter Konrad Peter Freyber den am Weiher gelegenen Hof nebst allem Zubehör.“ Über diese Wendung war Veit Brosamer, der neben dem Bette stand, nicht wenig erschrocken, denn der Bauer sagte damit mehr, als ihm vorgesagt worden war. Er erlaubte sich deshalb den Einwand: „Liebster Onkel, wißt Ihr denn auch, daß dazu eine Mühle und ein kleines Gehölz gehören?“ Aber der Schauspieler fiel nicht aus seiner Rolle, sondern erwiderte: „Lieber Veit, dir ist nicht bekannt, wie vielen Dank ich meinem Pächter Freyber schulde. Er hat mich mit Gefahr eigenen Lebens aus dem Weiher gezogen, und ich vermache ihm darum auch meinen hinter dem besagten Hof gelegenen Weinberg nebst dem kleinen Häuschen und den Kelterfässern, die dazu gehören.“ Als Veit Brosamer darüber noch mehr erstaunt schien und ein paar Worte dagegen vorbrachte, fuhr Peter Freyber, ohne darauf zu hören, fort: „Ingleichen schenke und vermache ich obgenanntem Konrad Peter Freyber tausend Taler jährliche Leibrente und erlasse ihm alles, was er mir an Pachtzinsen schuldet.“ Nach diesem unerwarteten Schlag konnte sich Brosamer vor Ärger kaum mehr beherrschen; doch der Sterbende unterbrach ihn, nicht ohne einen zornigen Blick auf ihn zu richten, und ließ ihn nicht zu Wort kommen: „Ingleichen schenke und vermache ich die Summe von tausend rheinischen Gulden der Tochter des obgenannten Konrad Peter Freyber, Maria Anna Freyber, und bestimme, daß mein Neffe und Schwestersohn Johann Veit Brosamer die obgenannte Leibrente nebst den tausend Gulden rheinisch von der ihm nach Abzug der meinen hier anwesenden Vettern vermachten Beträge übrigbleibenden stehenden und fahrenden Habe bis zum Tode des Konrad Peter Freyber oder dem Ableben meines Neffen Johann Veit Brosamer bezahlen soll. Er bürgt dafür mit seinem eigenen durch meine letztwillige Schenkung vermehrten Besitz, wozu er sich mit seinem Namen unter dieser Urkunde bekennen wird.“

Veit Brosamer biß sich vor Ingrimm über den Mißbrauch, den der schlaue Bauer in seiner von ihm selber geschaffenen Notlage mit ihm trieb, die Lippen wund. Aber er wußte nur zu gut, weshalb er gezwungen war, für immer zu schweigen.

Nachdem noch einige weitere Bestimmungen festgelegt worden waren, welche die Kirche des Ortes betrafen, in dem Paulus Obentrott gelebt, konnte das Testament von den Zeugen unterschrieben und rechtskräftig gemacht werden.

Nach einem tränenvollen Abschied verließen die Vettern Obentrotts mit dem Notar das Haus. Freyber, der in den Kleidern und Stiefeln im Bett seine Rolle aufs trefflichste für sich selber gespielt hatte, erhob sich und half dem zornbebenden Brosamer die Leiche Obentrotts aus der Kammer holen und in das Bett legen.

Sofort verließ Freyber die Wohnung und holte den Arzt herbei, der den Tod Obentrotts bestätigte. Zur selben Stunde aber ritt Freyber zufrieden mit dieser Nacht heimwärts.

Am folgenden Tage erfuhren die Verwandten in der Stadt, was geschehen war, und niemand ahnte die verruchte Gaunerei. Es verflossen mehrere Jahre, da bereitete sich Peter Freyber ernsthaft zum Tode. In seinen letzten Stunden fühlte er Gewissensbisse und beichtete dem Ortsgeistlichen, der ihm die Abscheulichkeit seines Vergehens schilderte und ihn dahin brachte, daß er vor Zeugen seinen Betrug schriftlich bekannte. Da erst kurz vorher Veit Brosamer gestorben war, so entstand jetzt ein heilloser Prozeß, und der mit dieser Absicht aus der Welt gegangene Obentrott hinterließ nun erst lange nach seinem Tode seine Erben in dem von ihm gewünschten Zustand langwährenden Haders. A. Bäu.

Ein wahres Wort. — Es muß wohl etwas daran sein, daß Musiker gerne ein Gläschen über den Durst trinken, denn es gibt ein altes Sprichwort: „Durstig wie eine Musikantenkehle", womit gegen die Bürstenbinder nichts gesagt sein soll, denn von diesem Stand behauptet man in allerdings derberer Weise

Ähnliches. Ein Komponist war mit einem Empfehlungsschreiben an einen berühmten Kapellmeister auf die Reise gegangen. Da es unterwegs verschiedene Male unerwartete Störungen gegeben hatte, kam er mit der fahrenden Post spät in der Hauptstadt an. Im Gasthof, in dem er abstieg, erfuhr der Reisende zu seinem größten Bedauern, daß der Kapellmeister schon ins Theater gegangen sei. Zu müde, um eine Oper anzuhören, ging der Komponist in eine Weinstube und fand dort den Johannisberger so vortrefflich, daß er — es war lange nach Mitternacht — nicht mehr in erwünschter Weise Herr über seine Beine war.

Auf der Straße gelang ihm nur mit größter Mühe, das Gleichgewicht zu erhalten, und trotz aller Anstrengung torkelte er höchst bedenklich durch verschiedene Straßen. Im Licht einer Laterne sah er eine dunkle Masse am Boden liegen. Aber je mehr er sich bemühte, dem Hindernis auszuweichen, umso magischer zog es ihn darauf zu, bis er plötzlich taumelnd darüber stolperte und sich unfreiwillig daneben niederließ. „Mordsapperment," schrie ihn da jemand an. „Wer stört mich, den Kapellmeister Hobold. Der Geier soll ihn holen." — „Gehorsamer Diener," stammelte der Komponist, „freut mich ungemein, Ihre werte Bekanntschaft zu machen. Ich habe die Ehre, mich Herrn Kapellmeister Hobold gehorsamst zu empfehlen. Feodor Marloh ist mein Name." Dabei bemühte sich der Komponist angestrengt, sein Empfehlungsschreiben aus der Brusttasche zu ziehen. „So, so," lallte der Kapellmeister, „sehr erfreut, Herr Marloh! Lassen Sie nur, bemühen Sie sich nicht; sind mir schon bestens empfohlen. Jawohl! Ist doch ein wahres Wort: Schöne Seelen finden sich." Ed. Bar.

Deutschlands Büchererzeugung. — Als eine der bemerkenswertesten Tatsachen für die Kulturhöhe eines Volkes gilt der Umfang seines Schrifttums. Die Entwicklung der deutschen Büchererzeugung im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte erfolgte in ständigem Anwachsen der Produktion. Die Gesamtzahl der in den Jahren 1764 bis 1916 erschienenen Werke beläuft sich auf 1 596 288. Im Jahre 1764 sind 1344 Werke gedruckt

worden. Während der Blütezeit der deutschen Literatur, im Zeitalter der Klassiker, stieg diese Zahl bis zum Jahre 1805 auf 4081 Werke. Die folgenden Kriegsjahre erwiesen sich für den Buchhandel nicht günstig, die Zahl der Neuerscheinungen sank im Jahre 1813 auf 2233. Nach dem Friedensschluß schwoll die Büchererzeugung von neuem an. Die politische Erregung der vierziger Jahre spiegelte sich in der starken Produktion des Jahrzehnts 1841 bis 1850 wider, die 111 386 Werke erreichte. Ein bedeutender Aufschwung begann mit der Reichsgründung. Im Jahrzehnt 1871/80 erschienen 128 251 Werke, im Jahrzehnt 1901/10 288 532. Die Höchstleistung ist für das Jahr 1913 mit 35 078 Werken zu verzeichnen, während infolge der wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Kriegszeit die Erzeugung wieder stark zurückging, um im Jahre 1916 mit 22 020 Werken etwa auf den Stand des Jahres 1892 zu fallen. Noch bedeutender würde die Zunahme der deutschen Büchererzeugung erscheinen, wenn man neben der Zahl der Veröffentlichungen auch die Höhe der Auflagen der einzelnen Werke berücksichtigen könnte; die Zahl der abgesetzten Bücher erreicht heute bei vielgelesenen Werken eine Höhe, die zur Zeit der Klassiker phantastisch angemutet hätte. Entsprechend dem Anwachsen der Bücherproduktion hat sich die Zahl der deutschen Buchhandlungen vermehrt; sie stieg von rund 200 im Jahre 1764 auf 12 012 im Jahre 1916. Dr. S. v. J.

„Wenn einer eine Reise macht ...“ — Es ist immer eine lustige Zeit gewesen, wenn die Leute zum „neuen Wein“ gingen; man trank und war fröhlich. Nicht selten kam es vor, daß selbst nüchterne Männer sich mehr hinter die Binde gossen, als sie vertragen konnten, die Fröhlichkeit steigerte sich zum Übermut, und dann gab es oft die seltsamsten und wunderlichsten Späße. Lange hernach erzählte man da und dort, was einmal in den Wochen der allgemeinen Weinseligkeit geschehen war. So lebte einmal vor hundert Jahren in einem schönen alten Mainstädtchen ein Nachtwächter, der einem guten Tropfen zu keiner Stunde abhold war. Und die Leute erzählten, daß er sich so langsam zum Nachtwächter heruntergetrunken habe. Einmal war er ein Bäcker

gewesen, und beim Arbeiten vor dem heißen Backofen waren ihm die Kehle und die bekanntlich durstige Leber immer so rasch trocken geworden, daß er hernach stundenlang im Wirtshaus sitzen und trinken mußte, um seine innere Feuchtigkeit wieder ins rechte Verhältnis zu bringen. Allmählich verflüssigte sich aber dabei sein Hab und Gut so bedenklich, daß er zuletzt froh sein mußte, im Städtchen als Nachtwächter dienen zu dürfen.

Wenn nun die Zeit kam, da es Most und später neuen Wein [illegible], dann erlebte der trinklustige Nachtwächter trübe Stunden, denn in seinen Taschen fand er nie mehr die nötigen Groschen für seinen großen Durst. Aber es gab im Städtchen doch noch allerlei Leute, die das Herz auf dem rechten Fleck hatten; wenn sie am Abend im Wirtshaus beieinandersaßen, dann trieb sich der Nachtwächter immer in der Nähe umher, und zu keiner Jahreszeit sang er so herzbewegend: „Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen ...“

Und sie verstanden alle recht gut, was er ihnen sagen wollte, und zur Sauserzeit war es ja gut, wenn der Nachtwächter vergaß, die Polizeistunde zu melden; deshalb bekam er da und dort ein Schöppchen „Neuen“ und drückte dann später nicht nur eines, sondern meist beide Augen zu. Und so bewahrheitete sich das Wort: „Wohltun bringt Zinsen,“ denn wenn der Nachtwächter in irgend einem Winkel schnarchte, dann konnte man ungestört im Wirtshaus sitzen und sich's wohl sein lassen.

Wieder einmal roch es in der Welt und besonders am Main nach süßem Wein, und die Menschen waren fröhlich und tranken sich eine Gesundheit um die andere zu. Man becherte, sang und lachte, und auch der Nachtwächter bekam sein gutwillig bemessenes Teil. Elfmal zog der Türmer am Glockenstrang, und kaum war der letzte Schlag über den Giebeln im Gelände verhallt, da sang der Wächter seinen alten Vers. Dann tutete er dreimal gewaltig, zuletzt lang anhaltend, ins Horn und schielte dabei durchs Fenster im Wirtshaus zum „Gläsernen Himmel“, wo eine fröhliche Gesellschaft um den großen runden Tisch saß und sang. So eifrig sangen die Männer, daß keiner daran dachte, dem Nachtwächter einen Schoppen zu spenden. Der stand draußen nachdenklich

vor einem Wagen, der mit zwei großen Stückfässern beladen war; durch den oben offenen Spund strömte ein verführerischer Geruch in die laue Luft. Kein Mond stand am Himmel, und unter den Sternen zog leichtes Gewölk langsam und leise dahin. Es war dunkel und ringsum kein Mensch zu sehen. Immer verführerischer umschmeichelte der Weingeruch die lüstern schnuppernde Nase des Nachtwächters; er kämpfte noch eine Weile mit sich, dann kletterte er auf den Wagen, steckte ein Heberohr in das hintere Faß, stieg wieder hinab, hockte sich in das Stroh, auf dem die Fässer lagen, und sog kräftig an dem Rohr. Er fand den Wein so gut, daß er einmal ums andere einen tiefen Zug machte. Zuletzt kauerte er sich bequem hin und sank, benebelt und überwältigt von den Geistern des Weins, in tiefen Schlaf.

Um zwölf Uhr hörte kein Mensch den gewohnten Ruf und das dumpfe Tuten des Nachtwächters. Der lag, schwer bezecht, schlafend im Stroh und merkte nicht, daß der Bauer mit seiner Weinladung nach dem nächsten Städtchen am Main fuhr.

Gegen zwei Uhr in der Nacht kam der Bauer, der nicht ahnte, wer hinter den Fässern im Stroh auf dem Wagen lag, vor dem Tor des Städtchens an. Er klopfte den Torwart heraus, und bald rollte der Wagen auf dem holperigen Steinpflaster vor das Haus eines Bürgers, dem der Wein in den Fässern gehörte. Der Nachtwächter wurde im gleichen Augenblick wach, als der Wagen stillstand; er hörte, daß der Bauer seinen Pferden zurief, und kletterte rasch aus dem Stroh. Er wollte nicht erwischt werden. Stockdunkel war es geworden; kaum ein paar Schritte weit konnte man sehen. Taumelig stand der Nachtwächter da. Was war das? — Zweimal schlug die Glocke vom Turm; da mußte er zehn Schläge überhört haben, denn ehe er auf den Wagen geklettert war, hatte er die elfte Stunde ausgerufen. Nach seiner Gewohnheit hielt er den weindunstschweren Kopf seitwärts und begann: „Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen, die Glock' hat zwölfe g'schlag'n ..."

Da fing fast zur gleichen Zeit irgend ein Spaßvogel mit einer greulichen Bärenstimme an: „Hört, ihr Herrn, und laßt euch

sagen, die Glock' hat zweie g'schlag'n." Der Kerl sollte ihn nicht irre machen. Und so sang der Nachtwächter seinen Vers zu Ende und tutete hinterher stark ins Horn. Dann schritt er im Dunkel weiter und wollte nach abgezählten Schritten seinen Ruf eben wiederholen, als der Teufelskerl anhub, ihm abermals ins Handwerk zu pfuschen. Nun wurde er wild, hob seine Stimme und horchte, während er den Stundenruf wiederholte, nach der Richtung, woher der äffende Singsang dröhnte. Der Kerl wollte ihn offenbar übertrumpfen, denn er schrie so laut, wie er konnte.

So kamen sich die beiden, einander im Dunkel entgegengehend, immer näher. Und jetzt sah der Nachtwächter, der Mitternacht verkündete, einen baumlangen Kerl aus dem Dunkel auf sich zukommen. Und der Mensch schrie ihm zu: „Halt's Maul, oder ich will dir's stopfen." Ein Wort gab das andere; im Zorn gingen die erbosten Nachtwächter aufeinander los, und die wüste Schlägerei hätte noch länger gedauert, wenn nicht der Bauer herbeigelaufen wäre, der die beiden kannte. Nur eins konnte er nicht begreifen, wie der Nachtwächter aus der nächstgelegenen Stadt in den fremden Ort gekommen war. Aber auch das klärte sich zuletzt doch zur Zufriedenheit auf, wenn dabei auch kein Wort darüber verloren wurde, wo der eine Nachtwächter sich seinen Rausch getrunken hatte.

Am anderen Tag kehrte der verprügelte unfreiwillige Reisende in seine Vaterstadt zurück und bekam dort auch noch allerlei zu hören, weil er diesmal doch zu früh aufgehört hatte, die Stunden zu melden. Als man aber dahinterkam, wo er in jener Nacht gewesen war, brauchte der arme Kerl für den Spott nicht zu sorgen.

O. Kre.

Eßbare Samen von Riesentannen. — Die hohen Lagen der südlichen Anden von Chile und Argentinien bedecken die stattlichen Wälder der Anden- oder Chilitanne (Araucaria imbricata), die seit 1796 in vereinzelten Exemplaren in europäischen Gärten und an geschützten Stellen auch in Deutschland zum Gedeihen gebracht ist. Seinen botanischen Namen hat der Baum nach dem dortigen Indianerstamm der Araukaner erhalten.

Die kerzengeraden, gleich Mastbäumen emporragenden Stämme erreichen in windstillen Schluchten eine Höhe von vierzig bis fünfzig Metern. Den Wipfel des Baumes bildet ein Schirm von wagrecht gestellten sparrigen Ästen, die an der Spitze der Krone nach oben streben, während die unteren Äste vom Baume in der Regel abgeworfen werden. An Stelle der Nadeln trägt die Araukarie am Stamme wie an den Ästen und Zweigen dunkelgrüne schildförmige, in eine scharfe Spitze auslaufende Schuppen, die wie Dachziegel dicht nebeneinander gelagert sind. Am bemerkenswertesten sind aber die kugeligen, aufrecht stehenden Zapfen, die, ebenfalls mit dachziegelig gestellten Schuppen versehen, die Größe eines Menschenkopfes erreichen, und von denen zwanzig bis dreißig Stück an einem Baum hängen. Diese enthalten bis zu dreihundert rotbraune eßbare Samenkerne, die keine Flügel haben und etwa die doppelte Größe der Mandeln und auch ihren Geschmack besitzen. Die Frucht bedarf zum Reifen anderthalb Jahre. Die Samen werden aus den Zapfen mit großer Gewalt herausgeschleudert, so daß sie viele Meter vom Stamme entfernt zu Boden fallen. Hierdurch erklärt sich das Vorkommen des Baumes auf völlig unzugänglichen Felsen.

Das gelblichweiße, harte und schön geaderte Holz der Andentanne spielt im Handel keine Rolle, da die schlechten Verkehrsverhältnisse die Ausbeutung der Bestände erschweren, ist aber gutes Bauholz. Dagegen ist der Samen bei den Eingeborenen um so begehrter; er bildet für den Indianerstamm der Pehuenchen, der Fichtenmänner, die nach der indianischen Bezeichnung des Baumes genannt sind, eines der wichtigsten Nahrungsmittel. Zur Zeit der Fruchtreife stellen sich die Indianer mit ihren Familien oft aus weiter Ferne ein. Sie wählen reichtragende Bäume aus, unter denen sie ihre Laubhütten errichten. Hier warten sie entweder, bis die Samen von selbst herabfallen, oder sie holen die ganzen Zapfen mit Hilfe des geschickt geworfenen Lassos herab. Dann tun sie sich den ganzen Tag über an den schmackhaften Samen gütlich, die geröstet oder gekocht, aber auch roh verspeist werden. Was man nicht sogleich verzehren kann,

wird für die rauhe Jahreszeit eingegraben oder getrocknet zu Mehl zerrieben. Auch werden die Samen von den Eingeborenen in Säcken gesammelt und in den Städten, wie Valparaiso, zu billigem Preise feilgeboten und sogar nach Europa weiter in den Handel gebracht. Die Chilenen benutzen den Samen auch zur Branntweinbereitung. Neben dem Menschen weiß auch die Vogelwelt die Araukariensamen zu schätzen. Sobald die Samen reif werden, stellen sich riesige Scharen von Papageien ein, die mit großer Gier die Bäume plündern.

Von der Araucaria Bidwillii, die in den Bunya-Bunya-Landstrichen Australiens wächst, erzählt Leunis, daß von der Kolonialregierung das Fällen der Baumstämme verboten worden ist, weil diese unter die Eingeborenen als Eigentum verteilt sind, so daß jede Familie eine besondere Baumgruppe besitzt, die das einzige erbliche Eigentum der Eingeborenen ist. Die Maße einer Zapfenfrucht dieses Baumes werden mit zwölf Zoll Länge und zweiundzwanzig Zoll Dicke angegeben. Ihre Samen haben einen der echten Kastanie ähnlichen Geschmack.

Die Samen der in Brasilien wachsenden Araukarie werden Pinhoes genannt. Dr. S. v. Jezewski.

Ein Menschenkenner. — Zu jener Zeit, als man noch allgemein Perücken trug, wenn auch nicht mehr jene löwenmähnenartigen Lockenmassen, die allein einem Manne das rechte Ansehen zu verleihen vermochten, unterhielten sich mehrere Kaufleute über die Leichtgläubigkeit der Leute, denen man mit gutem Geschick die unglaublichsten Dinge aufhängen könne, und daß es fast nichts gäbe, woraus ein tüchtiger Geschäftsmann nicht mit leichter Mühe noch großen Gewinn zu ziehen vermöchte. Einer der Kaufleute kam dabei auf einen Gedanken, den er sofort aussprach. Er ließ sich von dem Weinwirt, bei dem sie eben tafelten, eine der kurz vorher aus der Mode gekommenen Stutzperücken geben, und zwar ein gänzlich abgetragenes, unbrauchbares Stück.

Er legte das zerzauste Ding vor sich auf den Tisch und sagte: „Wer gibt mir dafür zehn Taler?“ Alle lachten, und kein Mensch bot auch nur einen Groschen. Da erklärte der Kaufmann:

„Wenn ich nur genug von der gleichen Art bekommen könnte, ich wollte damit ein schönes Stück Geld verdienen und kein Stück unter drei Talern losschlagen."

Das wollte nun doch keiner der Herren für möglich halten. Und so kam es dazu, daß eine Wette gemacht wurde. Jeder wollte für ein paar Groschen dem Kaufmann eine abgenützte Stutzperücke geben, und er sollte den Beweis liefern, daß es möglich wäre, damit ein gutes Geschäft zu machen. Für den Fall, daß ihm dies gelänge, verpflichtete sich jeder, ihm einen Taler zu zahlen. Mißlänge ihm aber sein Vorhaben, so müsse er jedem seiner Freunde den gleichen Betrag geben. Nun wurde der Kaufmann erst übermütig und erklärte, er wolle auch bei anderen Leuten in der Stadt alte Perücken der gleichen Art aufkaufen, wenn man bereit sei, gemeinschaftlich um einen großen Betrag mit ihm zu wetten, den er allein der Gesellschaft bezahlen würde, wenn ihm sein Handel nicht gelänge. Man einigte sich und schloß die Wette ab.

Am anderen Tag schickte man dem Wagemutigen die versprochenen Perücken zu, und er ließ noch da und dort um weniges Geld weitere einkaufen. Bald erzählte man in der Stadt, der Kaufmann Merbold müsse verrückt geworden sein, denn er gäbe für wertloses Zeug sein gutes Geld hin.

Merbold ließ nun einen Perückenmacher kommen, dem er auftrug, die alten schmutzigen Dinger zu waschen, auszukämmen, auf möglichst gleiche Art kurz zu frisieren und mit wohlriechendem Parfüm einzuspritzen. Seine Freunde ließ er die aufgeputzten Perücken sehen, hörte ruhig ihre spöttischen Bemerkungen an und reiste dann mit seinem Handelsgut nach Karlsbad.

Dort angekommen, setzte er eine dieser Perücken auf, suchte einen bei den Kurgästen beliebten Arzt auf, ließ ihn ein zweites Stück dieser neuen Erfindung sehen und begann dem Doktor die Vorzüge dieser neuen Kopfbedeckung zu erklären, die man wegen ihrer Güte geradezu als Gesundheitsperücken bezeichnen dürfe, ohne damit zu viel gesagt zu haben. Er machte dem Arzt eine dieser neuerfundenen Perücken zum Geschenk, bat ihn, er möge

sie empfehlen, und vergaß nicht, ein paar Goldstücke unauffällig danebenzulegen.

Kaum war der Kurarzt mit der neuen Stutzperücke in Gesellschaft erschienen, da fragte man ihn von allen Seiten, was er für einen sonderbaren Kopfschmuck trüge. Jedem, der es hören wollte, erzählte der Doktor: „Diese Pariser Gesundheitsperücke zieht nicht nur alle schädlichen Ausdünstungen des Hauptes an sich, sie wirkt ganz besonders bei störenden Kopfschmerzen und hält jede Erkältung fern."

Nun wollten alle Leute wissen, wo diese gewiß vortreffliche Gesundheitsperücke zu kaufen sei, und der Doktor erklärte, er habe sie von einem seiner Freunde bekommen, der vor kurzem damit aus dem Ausland hier angekommen sei. Er erbot sich sogar zur Vermittlung. So kam es in kurzer Zeit dahin, daß der gerissene Merbold nicht nur in Karlsbad ein ausgezeichnetes Geschäft machte. Auch seine Freunde verloren ihre Wette. Mit dem größten Bedauern, nicht mehr Gesundheitsperücken mitgeführt zu haben, reiste er heim und dachte bei sich: „Ein Narr macht viele." E. Bon.

Einer, der's genau nimmt. — Nicht ganz ungefährlich erkrankt, ließ ein älterer Mann den Arzt holen, der ihm fürs erste Tropfen verschrieb, die er streng nach seinen Angaben einnehmen sollte. Als der Doktor am andern Tage den Kranken beim ersten Morgengang aufsuchte, um zu erfahren, wie die Tropfen gewirkt hätten, und weitere Anordnungen zu treffen, erfuhr er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß sich der Patient im Bade befinde. Da der Arzt dies bei dem augenblicklichen Zustand des Mannes für schädlich hielt, ließ er sich sofort in das Badezimmer führen und sagte: „Um Himmels willen, wer hat Ihnen denn geraten, in Ihrer Lage ein Bad zu nehmen? Das ist ja ein ganz unglaublicher Verstoß gegen meine Anordnungen, und ich lehne jede Verantwortung entschieden ab."

Darauf erwiderte der Kranke mit matter Stimme: „Ich habe mich streng nach Ihrer Verordnung gerichtet, Herr Doktor. Auf der Etikette der Flasche stand klar und deutlich: Täglich dreißig Tropfen im Wasser zu nehmen." M. Sú.

Bis zuletzt Geschäftsmann. — Die ganze Stadt kannte den wegen seines Geizes verschrienen Kaufmann Wipper, von dem man überall sagte, er habe zu Lebzeiten eine Laus um den Gewinn ihres Balges geschunden. Als er sich eines Tages sehr übel befand, erklärte ihm der Arzt, es bestünde so gut wie keine Hoffnung mehr, es wäre Zeit, an ein Testament zu denken. Zur größten Überraschung der entfernten Verwandten bekam der Filz einen ganz unbegreiflichen Anfall von Großmut; er beschloß, einen Teil seines Vermögens zu einer wohltätigen Stiftung zu verwenden. Er beauftragte seinen Arzt, den Vorstand eines Armenhauses rufen zu lassen, und erklärte diesem Herrn, er gedächte, seiner Anstalt eine gewisse Summe zu vermachen. Der Vorstand bedankte sich im Namen der armen Hilfsbedürftigen und bat darum, die Schenkung rechtskräftig zu machen. „Was sagen Sie? Rechtskräftig? Da müßte ich ja ein Testament machen und den Notar bezahlen, das kostet ein Heidengeld. Nein, das kann ich nicht machen! Wissen Sie was, ich zahle Ihnen die Summe bar, wenn Sie mir fünf Prozent Diskont bewilligen." Nachdem die beiden einig geworden waren, verfügte der Geizhals auch über den Rest seines Vermögens auf gleiche Weise und freute sich, noch kurz vor dem letzten Atemzug Geschäfte gemacht zu haben. M. Tiro.

Ein grausamer Vater. — An der Brüstung einer Brücke stand gegen Abend, als es schon stark dämmerte, ein Mann. Er hielt ein Kind, das in ein Tuch gehüllt war, auf dem Arm und schimpfte laut. Leute, die vorbeigingen, hörten das kleine Geschöpf kläglich schluchzen und dazwischen ängstlich hineinbetteln: „Ich will brav sein; will's nicht wieder tun. Nicht ins Wasser werfen! Will brav sein."

Wütend schrie der zornige Vater: „Still bist du. Deine Unarten hab' ich satt. Schweig, sonst schmeiß' ich dich ins Wasser."

Da blieben ein paar Leute stehen und fingen an, sich über den offenbar bis zur Unsinnigkeit gereizten Menschen zu erregen.

Endlich faßte eine ältere Frau Mut, ging auf den Rabenvater los und sagte: „Sie sind wohl betrunken oder verrückt?

Lassen Sie das arme Kind in Ruh, sonst wird man die Polizei holen." Das Kind weinte und zeterte nun noch jämmerlicher als zuvor, und der Mann schrie: „Scheren Sie sich zum Henker! Mit dem Balg kann ich tun, was ich will."

Nun entstand ein allgemeines Geschrei, ein Mann faßte den Wütenden beim Arm; der riß sich los und warf das Kind ins Wasser.

Von allen Seiten umringt und festgehalten, mußte der Kindsmörder stehen bleiben bis ein Polizist kam, der ihn zur Wache brachte. Die empörte Menge lief mit, um ja nichts von dem Schauspiel zu verlieren. Offenbar handelte es sich um einen Wahnsinnigen, denn der Mörder lachte und behauptete immer wieder, kein Mensch könne dagegen etwas sagen, weil er den elenden Balg ins Wasser geschmissen habe.

Auf der Wachstube wurde die erste Vernehmung vorgenommen. Kaum war das Verhör beendet, da erschien ein Polizist, der ein triefendes Kind brachte, das die Schiffer aus dem Wasser gezogen hatten. Es war eine große Puppe, und der grausame Rabenvater gab nun erst an, daß er ein Bauchredner sei. Lachend zogen die Leute wieder ab und trieben ihren Spott mit den anderen, die auf den allerdings derben Ulk hereingefallen waren. Am anderen Morgen konnten sich die Leser der Morgenzeitung über einen gruselig geschriebenen Bericht erregen, der unter der Spitzmarke: „Gräßliche Tat eines Wahnsinnigen" eine halbe Spalte füllte. Im Abendblatt fand sich dann die Berichtigung, daß leider ein allerdings höchst geschickter Bauchredner seinen Spott mit der Menge getrieben habe. Der Spaßvogel wollte sich durch ungewöhnliche Reklame in den Mund der Leute bringen und zahlte dafür gerne die kleine Ordnungsstrafe für begangenen groben Unfug. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß nun alle Leute den listigen Bauchredner, der so viel Unruhe im Städtchen verursacht hatte, sehen und hören wollten.

F. Mars.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Stephan Steinlein in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Robert Mohr in Wien.



Hilfe bei vielen Leiden!

Über die „Neue Heilmethode" des † **Pfarrers Ludwig Heumann in Elbersroth** (Bayern) haben sicher schon viele Leser etwas gehört. Es hat sich schon weit herumgesprochen, daß die „Pfarrer Heumann'sche neue Heilmethode" bereits in **tausenden** und **abertausenden** (darunter **sehr hartnäckigen**) Fällen geholfen hat. — **„Gegen welche Leiden hilft diese Heilmethode und wohin hat man sich zu wenden?"** Über diese Fragen scheint noch vielfach Unklarheit zu herrschen, wie aus einer Unmenge von Anfragen hervorgeht. Deshalb dürfte dieser Artikel, den man am besten **ausschneiden** und **aufbewahren** sollte, so manchem Leser sehr willkommen sein. — Was Pfarrer Heumann für die leidende Menschheit getan hat, wird erst so recht klar, wenn man bedenkt, daß bisher nicht weniger als **50000 Dank- und Anerkennungsschreiben** eingelaufen sind, welche von glänzenden Erfolgen bei nachstehenden und vielen anderen Leiden berichten. **Arterienverkalkung (Schlaganfall), Asthma, Gicht** und **Rheumatismus, Nerven-, Magen-, Hämorrhoidal-, Lungen-, Blasen-** und **Nieren-, Gallen-** und **Leberleiden, Offenen Füßen, Krampfadergeschwüren, Flechten, Stuhlträgheit, Wassersucht, Blutarmut, Bleichsucht usw.** Dank seiner gründlichen naturwissenschaftlichen Studien war es Pfarrer Heumann beschieden, gegen jedes der oben angeführten Leiden recht wirksame Mittel zu erfinden. Alles was er zum Wohle der leidenden Menschheit schuf und erfand, ist in seinem berühmten Werk **„Die neue Heilmethode"** niedergeschrieben. **Jeder Leser** dieses Blattes erhält dieses Werk, 300 Seiten stark, reich illustriert, **vollständig umsonst** und **ohne jede Verpflichtung**, wenn er der Firma **Ludwig Heumann & Co., Nürnberg-M. 119** seine Adresse bekannt gibt. — Postkarte genügt. — Auch Gesunde erhalten dieses Buch umsonst.



Lärm ruiniert die Nerven!

Ohropax - Geräuschschützer, weiche Kügelchen für die Ohren schützen **Gesunde und Kranke gegen Geräusche und Großstadtlärm**, während des Schlafes, bei der Arbeit, auf Reisen, auf dem Krankenlager. Schachtel mit 6 Paar Kügelchen **M. 2.—**. **Zu haben** in Apotheken, Drogerien, Bandagen- und Gummigeschäften oder vom Fabrikanten Apotheker

Max Negwer, Berlin 148, Bülowstr. 56.

Kopfschmerz,

geistige Erschöpfung, Kopfdruck, heißer Kopf und Blutandrang. Die natürlichste Hilfe ist der **Stirnkühler „Psygma"** D. R. P. a., befreit das überhitzte Gehirn durch metallische Ableitung von diesen Quälgeistern. Kompletter, stets gebrauchsfertiger Apparat **M. 20.—** zuzüglich 60 Pf. Nachnahme.

Athos-Laboratorium G. m. b. H.,
Abt. A.
Berlin S. 59, Hasenheide 88.



Rote Hände

Diese präparierten **„Eta-Handhüllen"** werden nachts auf die Hände gezogen, worauf sofort der wirksame Sauerstoffbleichprozeß, wie er diesen zum Patent ang. Handhüllen eigen ist, vor sich geht. Die Hände werden hierdurch zart und auffallend weiß, Schwielen und harte Stellen erweichen, wodurch selbst eine arbeitende Hand vornehme Eleganz erhält. Preis f. Damen M. 10.50, f. Herren M. 11.70.

Laboratorium „Eta", Berlin 139,
Potsdamer Straße 32.

Bei Schwerhörigkeit, Ohrensausen,

nervösen Ohrschmerzen etc. leistet unsere gesetzlich geschützte

Gehörpatrone „Bonophon"

hervorragende Dienste. Aerztl. begutachtet. Zahlreiche Dankschreiben; z. B. Fr. Th. B. in E. schreibt wörtlich: „Von meiner 20jähr. Schwerhörigkeit wurde ich vollständig durch Ihre bestbewährte Methode nach 4wöchentlicher Kur geheilt." Auskunft kostenlos durch

Wiltberger & Co., Stuttgart 27.

Warnung vor minderwertigen Nachahmungen.

Flechtenleiden

dauernde Beseitigung
durch Deutsches Reichspatent.
Prospekte gratis.

Wiltberger & Co., Stuttgart 27.

Blasenschwäche

Befreiung sofort.
Alter und Geschlecht angeben.
Auskunft umsonst durch

Wiltberger & Co., Stuttgart 27.

Graue Haare

und Bart erhalten garantiert Naturfarbe und Jugendfrische wieder durch unser seit 12 Jahren bestens bewährtes **„Ceres"**. Tausende von Nachbestellungen. Flasche M. 5.— Nachnahme.

Wiltberger & Co., Stuttgart 27.


Biblioteka Główna UMK
300020176315

